

Zürcher Journalistenpreis 11

Michael Meier

Preis für das Gesamtwerk

Dagmar Appelt

Leos Weg in die Freiheit

Katharina Baumann

Armut in Winterthur

Otto Hostettler

Dominique Strebel

Ein dunkles Kapitel

Maurice Thiriet

Die eingebildete Astronautin

Der Zürcher Journalistenpreis

Es gibt nicht wenige Medienpreise in der Schweiz. Kaum einer aber hat eine so lange Tradition wie der Zürcher Journalistenpreis, der vom Zürcher Presseverein (ZPV) ins Leben gerufen und 1981 erstmals verliehen worden ist. Trägerin ist heute die Stiftung Zürcher Journalistenpreis. Ihr Zweck ist es, über die Ausschreibung und Vergabe eines Preises einen konkreten Beitrag zur Förderung der journalistischen Qualität zu leisten. Die Prämierung von herausragenden Arbeiten soll Journalistinnen und Journalisten ermutigen, ihre unter immer anspruchsvolleren Bedingungen zu leistende Aufgabe inhaltlich wie auch stilistisch auf hohem Niveau zu meistern und journalistische Werke zu schaffen, die über den Tag hinaus in Erinnerung bleiben.

Die Arbeiten, die in Produkten von Medienverlagen der Kantone Zürich und Schaffhausen publiziert worden sind oder die von Autorinnen und Autoren stammen, die hauptsächlich in diesen Kantonen tätig sind, werden von einer unabhängigen, sich aus Journalisten und Publizisten zusammensetzenden fünfköpfigen Jury begutachtet. Jährlich gehen weit über 100 Arbeiten ein, die in einem mehrstufigen Verfahren ausgewertet werden.

Die Preisgelder stammen von einer ganzen Reihe von Sponsoren. Bewusst verzichtet die Stiftung auf einen Hauptsponsor, um die Unabhängigkeit des Journalistenpreises auch in dieser Hinsicht zu gewährleisten. Einen namhaften Beitrag erhält die Stiftung jedes Jahr aus dem Erlös des Schweizer Medienballs & Zürcher Presseballs.

Preisträger 2011

Kategorie Gesamtwerk

Michael Meier 6

Kategorie Zeitung

Dagmar Appelt

Leos Weg in die Freiheit

Katharina Baumann

Armut in Winterthur 13

Kategorie Zeitschrift

Otto Hostettler

Dominique Strebel

Ein dunkles Kapitel 25

Kategorie Nachwuchs

Maurice Thiriet

Die eingebildete Astronautin 32

Grussadresse des Stiftungsratspräsidenten

Sehr geehrte Damen und Herren

In der Schweiz werden jährlich zahlreiche Journalisten- und Medienpreise vergeben – ausgeschrieben von verschiedensten Organisationen, Stiftungen und Unternehmen. Die Tendenz ist steigend. Der Zürcher Journalistenpreis ist also einer unter vielen. Dennoch gilt er als eine der renommiertesten Auszeichnungen, vor allem unter den Medien schaffenden. Welches sind die Gründe dafür? Preis und Stiftung wurden vom Zürcher Presseverein ZPV, d.h. von den Journalistinnen und Journalisten selber, ins Leben gerufen. Der Preis wird seit über 30 Jahren verliehen (in diesem Jahr zum 31. Mal), er hat Tradition. Die Jury setzt sich aus erfahrenen Journalistinnen und Journalisten zusammen, also aus Personen, welche sowohl die fachlichen Anforderungen als auch die Produktionsbedingungen kennen.

Die Stiftung ist unabhängig. Sie wird nicht von einem einzigen Geldgeber oder von einigen wenigen Sponsoren alimentiert, sondern sie wird finanziell von einer ganzen Reihe verschiedenster Unternehmen sowie (über den Schweizer Medienball) vom ZPV selber getragen (vgl. Seite 38). Zweck der Stiftung Zürcher Journalistenpreis ist es, einen ständigen Beitrag zur Förderung der Qualität im Printjournalismus zu leisten. Aber nicht nur: Mit der jährlichen Preisverleihung will die Stiftung auch dem allgemeinen und undifferenzierten Lamento über die fehlende Qualität im Journalismus entgegenreten, indem sie belegt, dass es gute Journalistinnen und Journalisten gibt, die täglich hervorragende Arbeit leisten.

Dr. Christoph Born

Rechtsanwalt

Präsident der Stiftung Zürcher Journalistenpreis

Weiter im Stiftungsrat

Dr. Esther Girsberger
freie Journalistin/Publizistin

Manuela Nyffenegger
Neue Zürcher Zeitung

David Strohm
NZZ am Sonntag

Geschäftsführung

Monika Menne

Jury

Fredy Gsteiger (Präsident)
Radio DRS

Andrea Masüger
Südostschweiz Medien

Marco Meier
Publizist und Philosoph

Susanne Mühlmann
Swiss International Airlines

Margrit Sprecher
Publizistin

Fredy Gsteiger



Fredy Gsteiger wurde 1962 in Bern geboren. Schon als 19-jähriger Gymnasiast liess er sich mit dem Journalismus ein, der ihn seither nicht mehr losliess. Während des Studiums der

Wirtschaftswissenschaften in St. Gallen und später der Politikwissenschaft in Lyon und im kanadischen Québec arbeitete Gsteiger als Werkstudent für den Berner «Bund» und für das «St. Galler Tagblatt», in dessen Auslandredaktion er später eintrat. Nach einer Hospitanz bei der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit» wechselte er nach Hamburg. Dort war er zuerst viereinhalb Jahre lang für die Nahostberichterstattung zuständig, danach ging er als Korrespondent nach Paris. 1997 übernahm Fredy Gsteiger die Chefredaktion der «Weltwoche» in Zürich, 2002 wechselte er vom Zeitungs- zum Radiojournalismus und wurde Produzent des «Echo der Zeit» von Schweizer Radio DRS. Seit 2006 kümmert er sich als dessen diplomatischer Korrespondent um Themen der internationalen Aussen- und Sicherheitspolitik. Gsteiger ist Vorstandsmitglied des International Press Institute IPI und seit 2005 Präsident der Jury des Zürcher Journalistenpreises.

Andrea Masüger



Geboren am 14. März 1957 in Chur. Andrea Masüger absolvierte die Schulen und eine Lehre als Fotograf in Chur. 1977 trat er als Praktikant in die Redaktion der «Bündner Zeitung» ein. Von 1979 bis 1987 arbeitete

er als Bundeshausredaktor für die «Bündner Zeitung» in Bern, dabei war er auch für Schweizer Radio DRS, die «Berner Zeitung» und andere Medien tätig. 1987 wurde er stellvertretender Chefredaktor, 1992 dann Chefredaktor der «Bündner Zeitung». 1997 übernahm er die Chefredaktion der «Südostschweiz». Heute ist Masüger Vorsitzender der Unternehmensleitung (CEO) der Südostschweiz Medien. Zu seinen Hobbys zählen Fotografieren und Wein.

Marco Meier



Marco Meier, geboren 1953 im luzernischen Sursee, studierte Philosophie und Theologie an der Universität Fribourg. Er war von 1980 bis 1984 Redaktor bei der «Weltwoche» und – nach einer längeren Studi-

enreise durch die USA und Lateinamerika – von 1985 bis 1987 Redaktor bei der Zeitschrift «Magma». 1988 bis 1995 war Meier stellvertretender Chefredaktor der Zeitschrift «du» unter Dieter Bachmann, danach bis 1998 Direktor des Medienbildungszentrums (MAZ) in Luzern. Als Chefredaktor kehrte er zum «du» zurück, das er bis Ende 2002 leitete. Von 2003 bis 2008 war Marco Meier Redaktionsleiter der «Sternstunden» beim Schweizer Fernsehen. Von März 2008 bis Ende 2010 arbeitete Marco Meier als Programmleiter von DRS 2 in Basel. Im Rahmen der Fusion von Radio DRS und Fernsehen SF zur neuen Unternehmung SRF hat er seine Position verloren. Marco Meier wohnt mit seiner Frau und zwei Kindern in Luzern.

Susanne Mühlemann



Susanne Mühlemann, geboren 1968, ist im Kanton Thurgau am Untersee aufgewachsen. Nach der Matura und dem Studium der Staatswissenschaften an der Hochschule St. Gallen stieg sie als Wirtschafts-

redaktorin bei der «Bilanz» ein. Es folgten Stationen als Wirtschafts- und Medienredaktorin beim «Tages-Anzeiger» und beim «SonntagsBlick», dann als Ressortleiterin Wirtschaft und Medien bei der «Aargauer Zeitung»/«Mittelland Zeitung». Von 2005 bis 2007 war sie stellvertretende Chefredaktorin beim «SonntagsBlick», danach bei der «Bilanz» für das Ressort Trend verantwortlich. Seit Juni 2010 ist Susanne Mühlemann Head of Media Relations bei Swiss International Airlines.

Margrit Sprecher



Margrit Sprecher wurde in Chur geboren und studierte in München und Wien Zeitungs- und Theaterwissenschaft. Bis 1999 leitete sie das Ressort Leben heute bei der «Weltwoche»; seither arbeitet sie als Reporte-

rin für Zeitschriften im In- und Ausland sowie als Buchautorin. Zu ihren Werken gehören unter anderem: «Leben und Sterben im Todesktrakt» (Haffmanns Verlag); «Ungebetene Besuche», Reportagen und Porträts (Suhrkamp Verlag); «Sich aus der Flut des Gewöhnlichen herausheben – die Kunst der grossen Reportage» (Picus Verlag); «Die Mitte des Volkes – Expeditionen in die Welt der SVP» (Edition Patrick Frey) und «Das andere Radio – DRS 2» (NZZ Libro).

Margrit Sprecher erhielt etliche Preise, darunter den deutschen Kisch-Preis (1992), den Zürcher Journalistenpreis für ihr Gesamtwerk (2003) und den Bündner Literaturpreis (2008). Margrit Sprecher lebt in Zürich und Graubünden.

Der Zürcher Journalistenpreis 2011

wird

Michael Meier

für sein

Gesamtwerk

verliehen.

Zürich, 24. Mai 2011

Die Jury:


Fredy Gsteiger


Andrea Masüger


Marco Meier


Susanne Mühlemann


Margrit Sprecher

Preisträger



Michael Meier

Ich bin am 13.6.1955 in Zürich geboren und habe dort Primarschule und Gymnasium absolviert. Von 1976 bis 1980 studierte ich an der Universität Zürich Germanistik mit dem Ziel, Journalist zu werden. Unmittelbar vor dem Lizentiat überfiel mich die Frage nach Gott. Sie duldeten keinen Aufschub, so dass ich von 1981 bis 1986 in Fribourg und an der päpstlichen Universität Gregoriana in Rom Theologie studierte. Ich schloss das Studium mit einem Lizentiat über Bonaventura ab. Als evangelisch-reformiert getaufter Christ blieb mir die Institution der römischen Kirche eher fremd, so dass ich beschloss, über sie zu schreiben statt in ihr zu arbeiten.

Meinen ursprünglichen Berufswunsch beherrschend wurde ich 1986 Journalist, zuerst beim – längst eingestellten – CVP-Blatt «Neue Zürcher Nachrichten», ein Jahr später beim Zürcher «Tages-Anzeiger», wo mir der Fall Bischof Haas bald regelmässig Schlagzeilen diktierte. Aus der anfänglich freien wurden 23 Jahre feste Mitarbeit beim TA. Ich kann mich ganz aufs Schreiben konzentrieren. Ein Autorenvertrag mit einem 80-Prozent-Pensum bindet mich an die Ressorts Inland, Ausland, Zürich, Kultur, Hintergrund, Leben. Der Nachfrage folgend habe ich mich von Anfang an auf kirchliche und religiöse Themen spezialisiert. Mein bevorzugtes Genre ist die Recherche – und der Kommentar. Die konfliktträchtigsten Religionsgemeinschaften geben am meisten zu reden und zu schreiben: die römisch-katholische Kirche vor allem, mehr und mehr auch der Islam. Zugleich betreue ich journalistisch relevante ethische Themen wie Suizidbeihilfe.

Laudatio

Laudatio für das
Gesamtwerk von Michael Meier,
Fachjournalist des Tages-Anzeigers

Im Gestus einer gewissen Überlegenheit neigen wir dazu, auf unsere aufklärerische Tradition hinzuweisen. Und wir tun es ganz besonders im interkulturellen und interreligiösen Austausch. In Tat und Wahrheit fehlt uns im Abendland gerade in religiösen Angelegenheiten oft die Toleranz, die wir von allen anderen so selbstverständlich fordern. Oder etwas gemässiger ausgedrückt: Das Projekt der Aufklärung ist auch in säkularen Zeiten alles andere als vollendet. Es gibt dazu Beispiele genug. Drastisch liefert sie die katholische Kirche mit bemerkenswerter Regelmässigkeit. Und wir werden – Gott sei Dank – auch regelmässig darauf aufmerksam gemacht.

Der «Tages-Anzeiger» ist diesbezüglich zu einer Instanz geworden. Was sich in religiösen Fragen der journalistischen Kennerschaft und Beharrlichkeit eines ab und zu vielleicht einsamen Kämpfers, aber unverzichtbaren Mahners verdankt. Verlässlich ist er immer dann zur Stelle, wenn etwa die verlängerten Arme Roms hierzulande wieder einmal ihre restaurativen Winkelzüge proben. Seit bald 25 Jahren schreibt Michael Meier als Fachjournalist beim «Tages-Anzeiger» mit zeitdiagnostischer Leidenschaft über Religion und Gesellschaft. In seinem Fach ist er ein Kulturkritiker im besten Sinn des Wortes. Er klärt auf, indem er Sachverhalte nicht nur beschreibt, sondern sie auch unermüdlich einordnet. Und er liest die Zeichen der Zeit mit Blick in die Zukunft.

Bereits 2008 war Michael Meier alarmiert, als zu vernehmen war, der Churer Bischof Huonder erwäge, den erzkonservativen Theologen Martin Grichting zum Weihbischof zu ernennen. Dieser wettet seit Jahren gegen die de-

mokratisch verfassten Landeskirchen und gilt als Vordenker einer rückwärtsgewandten, hierarchischen Kirche. Und als Bischof Kurt Koch nach Rom zu Höherem berufen wurde, fragte Michael Meier unumwunden, was es wohl zu bedeuten habe, dass ein angehender Kardinal keine Homosexualität in kirchlichen Ämtern dulde, der einst für seinen Freund eine Hymne auf die Zärtlichkeit geschrieben hat. Wenn eine interreligiöse Studie über die Frauen in Leitungsämtern erscheint, verweist Meier auf die Tatsache, dass die Stellung der Frau nicht im Islam am prekärsten ist, sondern in der römisch-katholischen Kirche. Aber er unterlässt es auch nicht, zu erwähnen, dass Frauen im orthodoxen Judentum genauso von Führungsfunktionen und demokratischen Rechten ausgeschlossen werden.

Kurz: Sein Impetus in allem ist die aufklärerische Kraft. Die Geschichte der Religionen ist mit Tabus gepflastert. Michael Meier ist als Tabubrecher ihr bester Chronist. Dafür ehren wir ihn mit dem Preis für sein Gesamtwerk.

Marco Meier

Benedikt XVI. ist und bleibt der autoritäre Glaubenswächter

Tages-Anzeiger 20.1.2009

Es schien, als sei der Grossinquisitor zum Brückenbauer mutiert. Indem der Papst jetzt Traditionalisten und einen Holocaust-Leugner begnadigt, steht er wieder so reaktionär da wie einst als Kardinal.

Von Michael Meier

Wie stolz war Deutschland am 20. April 2005, am Tag nach der Wahl von Kardinal Ratzinger zu Benedikt XVI. «Wir sind Papst», schrieb die «Bild-Zeitung». «Benedikt wird uns noch überraschen», frohlockten Kirchenfunktionäre. Dem 78-Jährigen traute man ohne weiteres zu, dass er sich vom Panzerkardinal zum götlichen Vater wandeln würde.

Dafür schien der frisch gekürte Papst als bald eindeutige Signale auszusenden. Er empfing seinen Widersacher Hans Küng in Audienz. Er liess sich am Weltjugendtag in Köln von Hunderttausenden wie eine Popikone feiern. Er besuchte Synagogen und Auschwitz. Die «Süddeutsche Zeitung» orakelte, dieser Papst sei dabei, Kondomverbot und Zölibat zu überdenken. Benedikt, der als Kardinal Ratzinger über hundert Theologen abgestraft und aus den Universitäten getrieben hatte, begnügte sich 2007 damit, den Befreiungstheologen Jon Sobrino aus El Salvador nur zu ermahnen. Des Papstes Enzykliken über Liebe und Hoffnung werden für ihre schöne Sprache gepriesen, sein Jesus-Buch für den spirituellen Tiefgang. Der Vorwurf von Exegeten, Benedikt theologisiere an der modernen bibelkritischen Wissenschaft vorbei, verhallte praktisch ungehört.

Katholische Verlage reissen sich darum, Benedikts Reden, Predigten und Vorträge zu publizieren. Kaum ein Vatikanist, der nicht ein Buch über den Papst aus Deutschland geschrieben hätte. Der bekannte amerikanische Vatikan-Korrespondent John Allen, der 2002 eines der besten und kritischsten Bücher über Kardinal Ratzinger geschrieben hatte, distanzierte sich nach der Papstwahl von seinem Opus. Stattdessen zeichnet er in seinem Band «Worum es dem Papst geht» das Bild des vornehmen Intellektuellen.

Tatort Regensburg

Und jetzt, vor einigen Tagen, dies: Der deutsche Papst schockiert die Weltöffentlichkeit, indem er die vier von Johannes Paul II. 1988 exkommunizierten Lefebvre-Bischöfe rehabilitiert. Darunter einen notorischen Antisemiten, Richard Williamson, der nur drei Tage vor der offiziellen Aufhebung des Banns am Fernsehen die Gaskammern der Nazis geleugnet hatte. Nun ermittelt in Regensburg, sozusagen in der Heimatstadt des Papstes, die Staatsanwaltschaft gegen Willamson. Und bereits – dies machte gestern Schlagzeilen – leugnet in Italien ein anderer Lefebvre-Priester, Floriano Abrahamowicz, den Holocaust.

Benedikt XVI. nahm die Exkommunikation zurück, obwohl ihm der Lefebvre-Generalober Bernard Fellay noch im Dezember geschrieben hatte, dass die Priesterbruderschaft das Zweite Vatikanische Konzil und seine Reformen nach wie vor nicht anerkenne. Die Lefebvristen, benannt nach dem abtrünnigen Erzbischof Marcel Lefebvre, stossen sich speziell an der Konzilsklärung «Nostra Aetate», in der sich die Kirche zu einer positiven Wertung der nicht-christlichen Religionen und zur Abkehr vom kirchlichen Antijudaismus bekennt. Auch diesen hat Papst Benedikt 2007 mit der Wiederzulassung der alten lateinischen Messe und der Karfreitagsfürbitte, der Bitte um die Bekehrung der Juden, hoch offiziell rehabilitiert.

An der Generalaudienz diesen Mittwoch distanzierte sich Benedikt vom Holocaust-Leugner Williamson und erinnerte an den eige-

«Ratzinger kämpft nie mit offenem Visier, nie direkt und in vorderster Front, er teilt hinterrücks aus, ein Wadenbeisser par excellence.»

nen Besuch in Auschwitz. Doch der einst zur Hitlerjugend gehörende Benedikt hatte im Vernichtungslager kein Wort zur Mitschuld der Kirche am Antisemitismus verloren. Den Holocaust verharmloste er, indem er das deutsche Volk als Opfer darstellte, «von Hitler gebraucht und missbraucht».

Ratzingers rechte Mentoren

Diese Haltung wird in der Gustav-Siewerth-Akademie im Schwarzwald kultiviert, die Baronesse Alma von Stockhausen mithilfe Ratzin-

gers als Reaktion auf die 68er-Revolution gegründet hatte. Die Akademie, insbesondere der dort lehrende Professor und ZDF-Journalist Guido Knopp, hegten und pflegten die Relativierung des Faschismus, schreiben die Autoren Richard Corell und Roland Koch in ihrem Buch «Papst ohne Heiligenschein». Das vom Bund der Antifaschisten und der Vereinigung der Verfolgten im Nazi-Regime ermöglichte Buch ist wohl die einzige Studie, die fundiert und kritisch die politischen Linien in Ratzingers Biografie nachzeichnet.

Die Siewerth-Akademie macht vor allem Front gegen die neomarxistische Frankfurter Schule und Theodor Adornos Diktum:

«Auschwitz hat das Misslingen der Kultur unwiderleglich bewiesen – inmitten aller Tradition der Philosophie, der Kunst und der aufklärenden Wissenschaften.»

Die Akademie indessen, die junge christliche Eliten ausbildet, glaubt unverdrossen an das vom christlichen Geist durchtränkte Europa. Bis heute ist sie zentraler «Knotenpunkt in Ratzingers rechtsradikalem Netzwerk», so Corell und Koch.

Die beiden Buchautoren zeigen, wie Ratzinger im klerofaschistischen Milieu Bayerns von rechten Mentoren gefördert wurde, allen voran vom Münchner Kardinal Michael Faulhaber, der sich als glühender Monarchist und Antibolschewist mit den Nazis arrangiert hatte. Auch der rechtsradikale und antisemitische Regensburger Bischof Rudolf Gruber förderte Ratzinger und machte ihn bekannt mit Otto von

Habsburg und dessen Initiativen zur Rettung des christlichen Abendlandes. Ratzinger wurde zum Hofkaplan des Hauses Habsburg. Als Kardinal veranlasste er Johannes Paul II., den Vater Ottos, den letzten Habsburger-Kaiser Karl, 2005 seligzusprechen.

Selber Papst geworden, wählte Ratzinger den Namen Benedikt XVI. – in Erinnerung auch an seinen Vorgänger Benedikt XV. Dieser setzte sich für den Erhalt der Habsburger-Monarchie ein, auf die sich das Papsttum traditionell gestützt hatte. So wie die Lefebvristen die Fäden zum französischen Adel knüpfen, so Rat-

zinger/Benedikt zum deutschen, etwa zur Regensburger Fürstin Gloria von Thurn und Taxis oder zu Albrecht Graf von Brandenstein Zeppelein, dem Rektor der Siewerth-Akademie.

Joseph Ratzinger habe sich immer auf die Seite der Herrschenden geschlagen und verdanke ihnen seine Karriere, bilanziert das Autoren-duo Koch und Corell. Mit der westdeutschen Machtelite der Nachkriegszeit habe er die «Verschwörung des Vergessens» kultiviert. «Daher

«Alle, die sich von seiner Papst-Mutation etwas erhoffen, täuschen sich gewaltig. Der Erzbischof von München, der Glaubenswächter im Vatikan und der Papst Benedikt sind ein- und dieselbe massiv autoritäre Persönlichkeit, stets gleich bleibend, lediglich unter ständiger Ausweitung der Vollmachten.»

erscheint Nazideutschland und vor allem seine Eliten bei ihm als missbraucht von einer kleinen Schar von Verbrechern, die aus dem Nichts kommen.» Auch diesem Konzept des Vergessens dient Benedikts Plan, den Kriegspapst Pius XII. seligzusprechen und so vom Vorwurf freizusprechen, er habe zur Shoah geschwiegen.

Wie der Vatikan seine Päpste ins rechte Licht zu rücken weiss, demonstriert er neuerdings mit der Bewältigung der aktuellen Krise. Noch am Wochenende hat er die Kommunikationsmaschinerie der Weltkirche angeschoben. Seither brandmarken Ordinariate, Bischofskonferenzen und Kardinäle den Holocaust als abscheuliches Verbrechen und loben Benedikt als Freund der Juden. Der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, Kurt Koch, behauptete auf dem heissen Stuhl der «Rundschau», der Vatikan habe am Samstag (als er die Aufhebung der Exkommunikation bekannt gab) noch nichts von den revisionistischen Äusserungen Williamsons gewusst: alles also nur ein bedauerlicher Unfall. Dabei hatten Medien wie der «Spiegel», das schwedische Fernsehen oder der «Tages-Anzeiger» schon Tage zuvor darüber berichtet.

Dieses Vorgehen hat System. 1987, als Ratzinger in einem Interview mit der Zeitung «Il Sabato» meinte, ein guter Jude müsse eigentlich Christ werden, erklärte er angesichts der jüdi-

schen Proteste, seine Worte seien falsch übersetzt worden. Vor zwei Jahren erzürnte er die Muslime, als er in Regensburg Kaiser Manuel zitierte, wonach vom Islam nur Schlechtes komme, weil er seine Wahrheit mit dem Schwert verbreite. Als Reaktion auf die Empörung der Muslime besserte er die Rede nach, lud muslimische Würdenträger ein und distanzierte sich vom Zitat. Tatsächlich aber habe der Papst sein eigene Meinung mit dem Zitat ka-

Staates beeinflusst, wenn er meint, in gesellschaftspolitischen Fragen sei die katholische Ethik die Richtschnur. So hatte der Papst 2005 zum Boykott des Referendums aufgerufen, als die Italiener über eine Lockerung des Gesetzes zur Embryonenforschung und künstlichen Befruchtung entscheiden mussten. So glaubt er jetzt, Barack Obama wegen seiner liberalen Haltung zur Abtreibung die Leviten lesen zu müssen.

Erst letztes Jahr hat Benedikt den Exklusivanspruch von «Dominus Jesus» präzisiert und den Kirchen der Reformation abermals die Anerkennung als «Kirchen im eigentlichen Sinne» abgesprochen. Ein Grund liegt laut Häring auch darin, dass Ratzinger und die Lefebvristen von der Reformation eine Entwicklung ausgehen sehen, die zur Aufklärung führt, und von da aus zur Revolution, zu Marxismus und Atheismus.

Für Ratzinger zeigte sich die «Teufelsfratze» des Atheismus in der 68er-Bewegung, als die Studenten seine Vorlesungen in Tübingen mit Trillerpfeifen störten. Erst nach 1968 entwickelte er seine Kampftheologie gegen Relativismus, Subjektivismus und Historismus. Wobei es für Häring unredlich ist, wenn Ratzinger positiv von der Aufklärung spricht, ohne zu präzisieren, dass er nicht die neuzeitliche, sondern die griechisch-antike Aufklärung meint.

Ob auf der politischen oder auf der theoretischen Ebene: Ratzinger macht sich zum Vertreter einer doppelten Wahrheit. Und wird so immer wieder falsch verstanden und interpretiert. Schon 2006 warnte der Kabarettist Sigi Zimmerschied:

«Alle, die sich von seiner Papst-Mutation etwas erhoffen, täuschen sich gewaltig. Der Erzbischof von München, der Glaubenswächter im Vatikan und der Papst Benedikt sind ein- und dieselbe massiv autoritäre Persönlichkeit, stets gleich bleibend, lediglich unter ständiger Ausweitung der Vollmachten.»

Idealzeit Ancien Régime

Für den deutschen Theologen und Ratzinger-Kenner Hermann Häring zeigen die Konflikte mit Juden und Muslimen vor allem eines: Den Exklusivanspruch des Papstes, wonach die Fülle des Heils allein in Jesus Christus und damit in der katholische Kirche zu finden sei. In seiner Erklärung «Dominus Jesus» im Jahr 2000 hatte Ratzinger ausdrücklich festgehalten, dass sich die «nicht christlichen Religionen objektiv in einer schwer defizitären Situation» befänden. Das ist für Häring ein weiterer Berührungspunkt mit den Lefebvristen, die auf Grund des allein selig machenden katholischen Glaubens am Konzil Ökumene, interreligiösen Dialog und Religionsfreiheit ablehnten.

Darum sehnen sich die Traditionalisten auch zurück ins Ancien Régime, wo die katholische Kirche dank der Allianz von Thron und Altar das Gewissen des christlichen Staates war. Laut Häring ist auch Benedikt noch immer von der (habsburgischen) Vision des christlichen

Die christliche Leitkultur gibt es nicht

Tages-Anzeiger 24.12.2009

Weihnachten 2009: Das Christliche ist nicht staatstragend, sondern subversiv.

Von Michael Meier

In diesen Tagen der aufgeregten Kulturdebatten scheint das Christentum Konjunktur zu haben. Im Vor- und Nachgang zur Minarett-Abstimmung dient «christlich» als Kampf- und Identitätsbegriff: Es werden christliche Werte beschworen, das christliche Abendland, ja eine christliche Basiskultur. Die EVP ist dabei, eine Volksinitiative auszuarbeiten, um die christliche Leitkultur in der Bundesverfassung zu verankern.

Aber was bedeutet eigentlich «christlich»? Die EVP nennt die Freiheit als zentralen christlichen Wert. Mit Verlaub, ist Freiheit nicht vor allem ein Wert der Aufklärung, der Leitwert des mit ihr verbündeten Liberalismus? Nur all zu oft füllen auch Theologen das Wort «christlich» mit Freiheit und Freiheitsrechten wie Glaubens- und Gewissensfreiheit. So geht kollektiv vergessen, dass die Freiheits- und Menschenrechte ihren Ursprung im Humanismus der Aufklärung haben – und sich nicht dank, sondern trotz der Kirche durchsetzen konnten.

Noch die Päpste des 19. Jahrhunderts verurteilten Religionsfreiheit, Niederlassungsfreiheit, Pressefreiheit und die freie Meinungsäusserung in Bausch und Bogen. Bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts lehnten die Grosskirchen beider Konfessionen die liberalen Menschenrechte ab, weil sie das Freiheitsstreben des Individuums als sündhaftes Autonomiestreben, als Rebellion gegen Gott verstanden. Erst später, als die Menschenrechte bereits allgemein anerkannte

Grundlage des Rechtsstaates waren, freundeten sich auch die Kirchen mit diesen Grundrechten an, mehr noch: Sie hielten sie für im christlichen Glauben angelegt. Als hätten sie die Menschenrechte erfunden.

Ob theologisch, ethisch oder politisch verstanden: «Christlich» ist ein frei schwebender Begriff, der immer wieder auf Jesus von Nazareth zurückbezogen werden muss, soll er sich nicht ganz von seinem Ursprung verselbständigen. Der Wanderprediger, der in einem Stall von Bethlehem geboren und später ans Kreuz geschlagen wurde, lebte Werte vor, die sich nicht eins zu eins in der schweizerischen Verfassung und dem helvetischen Wertesystem spiegeln. Jesu Kernbotschaft ist die Liebe, und zwar die radikale Liebe bis hin zu Gewaltverzicht, Feindesliebe und der Hinwendung zu den Ärmsten: «Was ihr den Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan...». Diese dem Recht des Stärkeren widersprechende Grundhaltung des Mitleids ist kaum je staatstragend geworden, sondern von Einzelnen und Gruppen subversiv gelebt worden.

Gewiss, wir brauchen uns für Jesus nicht zu schämen. Wer ihm nachlebt und nachfolgt, ist wahrlich gut glücklich zu nennen. Doch selbst die Theologen müssen eingestehen, dass die höchste Form der Feindes- und Nächstenliebe in den Niederungen des Alltags allzu oft zum Scheitern verurteilt ist. Die Kirchen scheitern daran. Die Gesellschaft selbstredend auch. Wie könnte man die christlichen Werte via Verfassung zur Leitkultur erheben?

Wahr verstandenes Christentum kann nicht dazu dienen, sich gegenüber anderen Religionen oder ethischen Minderheiten abzugrenzen. Wer sich auf Jesus beruft, darf so wenig religiöse Minderheiten ausgrenzen und Minarette verbieten wie er Waffenexporte rechtfertigen kann. So gesehen, haben die Schweizer am geschichtsträchtigen 29. November ganz unchristlich abgestimmt. Viele, die sich mit ihrer Stimmabgabe gegen Muslime abgrenzten und das in der Verfassung festschreiben wollten, wollten die Säkularität von Staat und Recht stärken. Unsere Gesellschaft ist heute weit mehr aufklärerisch-liberal als christlich durchtränkt. Das hat der französische Staatspräsident Nicolas Sarkozy begriffen, der Verständnis zeigte für das Schweizer Plebiszit gegen Minarette.

Er entfachte im eigenen Land eine Debatte über nationale Identität und Leitkultur, redlicherweise aber nicht über eine christliche Leitkultur. Die Franzosen haben dank ihrer laizistischen Tradition ein viel ausgeprägteres Gespür für die weltanschauliche Neutralität des Staates als wir Schweizer.

Religion ist noch immer das wirksamste Instrument der Legitimation. Man möchte die eigenen Rechte und Werte christlich-religiös begründen und als Leitkultur in der Verfassung festschreiben. Wenn man aber die Freiheitsrechte göttlich legitimiert, warum nicht alles, was uns Schweizern sonst noch heilig ist, für christlich erklären? Dann sind selbst die Sekundärtugenden Pünktlichkeit, Fleiss, Sauberkeit oder Anständigkeit christlich und gottgewollt. Mit Respekt vor dem radikal anderen Ethos Jesu verwahrt sich Peter Bichsel dagegen, die «staatliche Anständigkeit» oder die «militärische Anständigkeit» als christlich zu deklarieren. «Christ sein ist viel schwerer, als Schweizer zu sein», meinte er einmal. Es sind in der Tat kaum die eidgenössischen Tugenden, die der christliche Gott den Menschen mit dem Jesuskind in die Krippe gelegt hat.



Nun proben selbst Kirchen den sexy Auftritt

Tages-Anzeiger 17.9.2008

Die Kirchen entdecken die Ästhetik und biedern sich an. Sie setzen auf Ex-Missen als Frontleute des Glaubens. Nur kontrastiert die sexy Verpackung oft mit der Botschaft.

Von Michael Meier

Der deutsche Sozialwissenschaftler Matthias Sellmann empfiehlt den Kirchen dringend, die Jungen über Bilder statt über Worte abzuholen. «Die junge Generation ist für die Kirche nur über Ästhetik und eine ästhetische Theologie zu erreichen», verkündete er letzte Woche in Zürich vor hundert nicht nur jungen Leuten. Dass ihm auf dem Podium Schönheitschirurgin Cynthia Wolfensberger und Ex-Miss-Schweiz Fiona Hefti beipflichten würden, lag auf der Hand. «Gott macht schön» war das Jugendseelsorgeforum 2008 überschrieben, womit es voll den Zeitgeist traf.

Auch die Offene Kirche St. Gallen widmet eine ganze Veranstaltungsreihe der «Sexy Kirche?». «Schönster Herr Jesus» heisst der erste Abend vom 19. September, «Tantra statt Porno» der vorläufige Schlusspunkt am 19. November. Schuld bewusst schlagen sich die Veranstalter vor die Brust: «Die Kirchen haben heute ein Problem mit ihrer Attraktivität. Sie gelten als langweilig, veraltet und verknochert, besonders im Bereich der Sexualität.»

Demnächst sexy Philatelisten?

Also müssen attraktive Leute her, junge Schönheiten, am liebsten Models oder Ex-Missen. An einem lauen Abend im letzten Mai führte auf Schloss Lenzburg nicht etwa eine Theologin durch die Taufe der neugeborenen Zeitung «reformiert», sondern Ex-Miss-Schweiz Tanja Gutmann. Als das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen im Rahmen seiner Kampagne zur Unterstützung von Bauern in Osteuropa 2006 den Bauer Vladimir in Moldawien fotografieren liess, überzeugte das Bild das Hilfswerk nicht. Es schickte Renzo Blumenthal nach Moldawien und stellte den schönsten Schweizer Bauer und Mister Schweiz 2005 dem vierschrötigen Vladimir zur Seite. Und siehe da, die gesamtschweizerische Plakatkampagne «Renzo hilft Vladimir» geriet zum attraktiven Blickfang.

Warum sollten die Kirchen nicht nutzen, was vielen anderen gesellschaftlichen Mauerblümchen zu Glamour verholfen hat: Marketing kraft Ästhetik? Längst kommt, SF sei dank, das Wetter sexy daher, neuerdings auch der Börsenbericht. Menschen mit Sexappeal verhelfen selbst Waschmitteln und Kaffeemaschinen zu ästhetischem Mehrwert. Nur gut, lassen die jährlichen Schönheitskonkurrenzen das Kontingent an Ex-Missen stetig anwachsen. Denn der Bedarf an Beautyqueens wird immer grösser. Durchaus möglich, dass sich demnächst auch die Handarbeitslehrerinnen, die Philatelisten, Bienezüchter oder Buchhalter zu einem sexy Auftritt in der Öffentlichkeit entschliessen.

Evangelikale als Vorreiter

Wofür aber stehen sexy Kirchen eigentlich? Passt die Verpackung zum Inhalt? Oder sind sexy Glaubensbotschafter schlicht eine Mogelpackung? Zumal bei den Evangelikalen und Freikirchen: Die haben schon Jahre vor den Landeskirchen damit angefangen, attraktive Frontleute des Glaubens auf die Bühne zu stellen. Ex-Mister-Schweiz Claudio Minder machte Furore, als er in der Trendkirche ICF Homosexuelle als Sünder brandmarkte. Ist das sexy? Oder ist es sexy, wenn die blonde Ex-E-rotic-Sängerin Jeanette Macchi-Meier im «Fenster zum Sonntag» auf SF2 dem vorehelichen Verkehr abschwört und Bekehrungsgeschichten nach ewig gleichem Muster präsentiert?

Wenn nur die Verpackung auf den Inhalt abfärbt! Papstsekretär Georg Gänswein gilt als der «sexiest Man of the Vatican». Als solcher gefällt er dem Publikum und wohl auch seinem Chef. An der rigiden römischen Sexualmoral aber ändert das kein Jota. Papst Benedikt selber belebt mit seinen modischen Vorlieben in der opulenten Tradition der Medici-Päpste allenfalls die Ästhetik der Liturgie, nicht aber seine rückwärtsgewandte Institution.

Umgekehrt haben die im Umgang mit Sexualität weit liberaleren reformierten Kirchen eine deutlich weniger entwickelte ästhetische Tradition. Die Bilder stürmenden Reformatoren haben uns karge Kirchen und nüchterne Gottesdienste hinterlassen. Vielleicht argwöhnen vor Jahren Kirchgänger mit Recht, Katharina Hoby als Pfarrerin im Zürcher Grossmünster sei «ä Blondi Gfahr im Talar».

Geschöntes Elend

Man kann die Kirchen eigentlich nur dazu ermuntern, über ästhetische Defizite nachzudenken, über den verklemmten Umgang mit Sinnlichkeit und Sexualität. Das ästhetische Marketing aber ist nicht ihr ureigener Auftrag; der vermeintliche Weg der Kirchen aus der Biederkeit führt offenbar nur über die Anbiederung. Dabei hätten sie in der ästhetischen Gegenwart besonders starke Bilder anzubieten: Jesus am Kreuz, den mit Geschwüren übersäten Hiob, den leidenden Gottesknecht aus Jesaja. Dem Geist der Bibel am nächsten kommen heute zweifellos die Befreiungstheologen, die ihren Platz an der Seite der Geschundenen, Ausgeschlossenen und Elenden sehen.

Zunehmend aber müssen selbst die Elenden attraktiv ins Bild gesetzt werden, sollen sie Unterstützung finden. Die kirchlichen Hilfswerke sind versucht, ihre Kampagnen mit auffällig hübschen Strassenkindern, Favelabewohnern und Landlosen zu bevölkern. World Vision, das finanziell äusserst potente internationale Hilfswerk, macht es vor. Es lässt in seinen aufwändigen Kampagnen süsse Kinder mit Kulleraugen für Patenschaften werben.

Immerhin: An der Zürcher Veranstaltung «Gott macht schön» mit Ex-Miss Schweiz Fiona Hefti kam auch Ex-Aids-Pfarrer Guido Schwitzer zu Wort. Er erzählte von seinen Begegnungen mit den um Jahrzehnte gealterten Aids-Kranken, die angesichts des Todes alle Masken fallen lassen und unverfälschte Nähe zulassen.

Alter und Krankheit erinnern Ästheten schmerzlich daran, welch hinfalliges Gut die Schönheit ist. Auch die Desillusionierten lädt die Kirche ein, sich an den Brunnen des ewigen Lebens zu erquicken. Es bleibt ihre unbequeme Pflicht zu verkünden, dass die von Jesus verheissene «Fülle des Lebens» nicht das pralle Leben der Schönen und Glamourösen meint.

Der Zürcher Journalistenpreis 2011

Kategorie Zeitung

wird

Dagmar Appelt
und
Katharina Baumann

für ihre Artikelreihen

Leos Weg in die Freiheit

erschiene im Landboten April bis Dezember 2010
und

Armut in Winterthur

erschiene im Landboten August bis September 2010

verliehen.

Zürich, 24. Mai 2011

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



Margrit Sprecher

Preisträger



Dagmar Appelt

Nach meinem Studium in Deutsch und Geschichte stand ich an einer Kreuzung: Sollte ich Mittelschullehrerin oder Journalistin werden? Ich entschied mich für meinen Jugendtraum und bewarb mich um eine freie Stelle beim «Neuen Bülacher Tagblatt». Den Entscheid bereute ich nie. Auch wenn der Einstieg bei einer kleinen Tageszeitung, die mit ständig zu knappen Ressourcen ums Überleben kämpfte, durchaus hart war. Manchmal schien es, als ob wir fünf Redaktorinnen und Redaktoren an allen Fronten gleichzeitig im Einsatz stehen mussten. Flexibilität war gefragt. Wenn die Berichte fertig und die Seiten gelayoutet waren, halfen wir oft auch noch beim Korrekturlesen mit. Am Morgen waren wir mit kleinen Augen wieder auf dem Posten. Ich biss durch, verfolgte das Ziel eines sorgfältigen, sauber recherchierten Journalismus beharrlich. Das fing bei der Rechtschreibung der Namen an – im Lokaljournalismus geht Meier, mit «ai» geschrieben, gar nicht – und endete mit einer komplexen Mobbinggeschichte in einer öffentlichen Institution. Im Verlaufe meiner über zehn Jahre bei der kleinen Tageszeitung, bei der ich zuletzt als Chefredaktorin für den eigenen Mantel und die gesamte regionale Berichterstattung verantwortlich war, verfasste ich unzählige Berichte über Amtsantritte, Fehltritte, Rücktritte, kritisierte manchen regierungsrätlichen Entscheid, analysierte Entwicklungen im Schul- und Gesundheitswesen und interviewte Persönlichkeiten wie Karlheinz Böhm. Als das «NBT» schliesslich mit dem «Zürcher Unterländer» fusionierte und der Existenzkampf damit sein Ende fand, verspürte ich Lust auf etwas Neues. Anfang 2008 wechselte ich zum «Landboten».

Bei dieser Qualitätszeitung kann ich seither nach Herzenslust meiner Leidenschaft, dem Regionaljournalismus, frönen. Doch trotz aller Vielfalt der regionalen Themen und Möglichkeiten ist es nicht selbstverständlich, dass man an Geschichten herankommt, die sich als eines Journalistenpreises würdig erweisen. Und nie hätte ich gehnt – trotz aller Sympathie für die Geschichte über Leo – dass ausgerechnet dieses launige Autobahnkalb mir schliesslich im Alter von 52 Jahren noch eine solch wunderbare Auszeichnung bescheren würde.



Katharina Baumann

Als Lokaljournalistin betrachte ich Winterthur als Mikrokosmos. Wir graben nach guten Geschichten, haben aber auch die Möglichkeit, «grosse Themen» auf den begrenzten Raum herunterzubrechen. Dadurch kommt eine enorme Vielfalt zustande. In meinem Fall waren dies in letzter Zeit zum Beispiel die schräge Geschichte über die Püntenverordnung der Stadt, die den Schrebergärtnern sogar die Farbe ihrer Häuschen vorschreibt, schwierige Artikel wie jene über eine Winterthurerin, die sich mit der Sterbehilfeorganisation «Exit» das Leben genommen hat, oder eben die Serie über Armut in Winterthur. Eine solche Serie kann nur in einem Ressort mit gutem Teamgeist zustande kommen. Einem Team, das Ideen generiert und diskutiert – Kolleginnen und Kollegen, die zudem bereit sind, tagesaktuell zu schreiben, wenn jemand anders die Freiheit erhält, sich mit einem solchen Thema auseinanderzusetzen. In Zeiten, in denen man sich immer wieder Sorgen machen muss, ob eine vergleichsweise kleine Tageszeitung wie der «Landbote» weiterbestehen kann, ist dies nicht selbstverständlich. Beim «Landboten» arbeite ich nun seit fünf Jahren, begonnen habe ich mit 25, noch während des Geschichtsstudiums an der Universität Zürich. Seit einem Jahr habe ich den Abschluss und bin nicht nur als Journalistin, sondern dank der Winterthurer Stadtgeschichte, für die ich ein Kapitel schreibe, auch als freischaffende Historikerin tätig. Für mich die ideale Mischung.

Laudatio

Laudatio für die Serie
Leos Weg in die Freiheit
von *Dagmar Appelt*
erschieden im *Landboten*,
13. April bis 24. Dezember 2010

und die Serie
Armut in Winterthur
von *Katharina Baumann*
erschieden im *Landboten*,
28. August bis 18. September 2010

Die Medienwissenschaft hat in letzter Zeit eine grosse Zahl von Studien publiziert, die fast alle das Elend des Journalismus beklagen. Die Arbeit der Schweizer Zeitungen sei schlechter und oberflächlicher geworden, weil die Ressourcen durch die bösen Verleger weggespart wurden, lautet die These, die schon zu einem eigentlichen Mainstream geworden ist. Sie wird auch von vielen Politikern nachgebetet, bis weit in den Bundesrat hinein (wo der für die Landesverteidigung zuständige Minister sogar empfiehlt, die Zeitung ungelesen fortzuschmeissen). Auch in der Jury des Presserates ist die Meinung verbreitet, dass insbesondere kleine und mittlere Zeitungen kein Geld mehr haben für aufwendigen und damit besonders wertvollen Journalismus.

Die beiden Preisträgerinnen, an die heute die Auszeichnung für die Kategorie Zeitungen geht, sind die Antithese zu diesem Mainstream. Dagmar Appelt und Katharina Baumann arbeiten beim «Landboten», bei einer Zeitung mit einer Normalauflage von 33 000 Exemplaren. Also eine kleine Zeitung oder allenfalls eine mittelgrosse, wenn man berücksichtigt, dass sie für weitere Titel den Mantelteil produziert. Dennoch haben sich die beiden Damen gegen die Schlachtrösser der Zürcher Medienszene durchgesetzt, gegen NZZ, TA und andere ambitionierte Titel. Und zwar nicht mit besonders klugen oder eindrucklichen Einzelleistungen – nein, in beiden Fällen mit aufwendigen Serien, die in bis zu zehn Teilen erschienen sind, und für die angeblich bei Verlagen dieser Grössenordnung das Geld fehlt...

Die Serie von Dagmar Appelt handelt von Leo, einem Schlachtkalb, das von einem

Knecht den Ratschlag bekommen hatte, sich zu gegebener Zeit nicht einfach so metzgen zu lassen. Tatsächlich sprang das Tier am 12. April letzten Jahres vom Schlachtwagen und war während Stunden nicht mehr einzufangen. Die Geschichte vom ausgebüxten Kalb, das sich einen menschlichen Rat zu Herzen genommen hatte, schliesslich in einem Tiersyl gnädige Aufnahme fand und Weihnachten im Tierspital feierte, wurde zu einem spannenden, lustigen, aber auch anrührenden Fortsetzungsroman.

Die zweite Serie im «Landboten» widmete sich dem schwierigen Thema der Armut in Winterthur. 8000 Menschen leben in dieser Stadt am Existenzminimum, mehr als die Hälfte davon braucht Sozialhilfe. Diese einfühlsam und doch nicht larmoyant geschriebenen Texte sind eine zweite Antithese, nämlich zur Behauptung, dass wir nur noch von Sozialschmarotzern umgeben sind. Wer den Artikel über Kinder liest, die aus Geldmangel nicht zum Zahnarzt können oder über die Alleinerziehende, die sich und ihren Sohn mit 500 Franken pro Monat durchbringen muss, der versteht, dass die Presse mehr denn je nicht nur informieren, sondern auch aufklären muss.

Die Serien von Leo, dem widerspenstigen Kalb, und von der modernen Armut, der viele Leute trotz allem mit Würde und Stolz begegnen, widerlegen noch ein drittes Vorurteil: Dass sich im Journalismus nur aus bad News gute Stories machen lassen.

Andrea Masüger

Warum Stierkalb «Leo» so sauer geworden ist

Der Landbote 13.4.2010

Stierkalb Leo aus Zünikon rannte gestern wie von Sinnen nach Attikon und landete schliesslich auf der Autobahn. Zu fünf bändigte ihn eine Gruppe von Bauern. Zu Schaden kam glücklicherweise niemand.

Von Dagmar Appelt

Bertschikon/Wiesendangen – Leo ist ein sieben Monate junger Muni. Dass er noch nicht geschlachtet worden ist, hängt primär damit zusammen, dass er kein hochwertiges Mastkalb abgibt, wie Landwirt Martin Wettstein aus Zünikon sagt. Doch gestern wäre es fast so weit gekommen: Dann hätte das Jungtier zur Schlachtbank geführt werden sollen – Leo zog es aber vor, auszubüxen.

Als das männliche Kalb um 8.30 Uhr auf den Viehwagen verladen wird, zeigen sich bei ihm schon erste Anzeichen von Nervosität.

«Kälber werden unruhig, wenn sie von der Gruppe getrennt werden», erklärt Wettstein. Kaum ist das Stierkalb auf der Ladefläche, hechtet es auch schon wieder herunter. «Und zwar mit solch einem Riesensatz, wie ich es bei einem Kalb noch nie gesehen habe.»

Einfangen lässt sich das Jungtier nicht mehr. Es sucht unter dem Traktor Zuflucht. Dabei stösst es sich den Kopf an. Daraufhin rennt es wie von der Tarantel gestochen Richtung Bertschikon. «Mir blieb nichts anderes übrig, als die Polizei und den Wildhüter zu informieren», sagt der Züniker Landwirt. Leo rennt nach Bertschikon und von dort weiter nach Attikon (Gemeinde Wiesendangen). Menschen, die ihn unterwegs antreffen, wagen es nicht, sich dem kräftigen Tier in den Weg zu stellen. Leo rennt – fast möchte man nach Lesart von Orwells «Animal Farm» interpretieren – um sein Leben.

Nach rund fünf Kilometern kommt er etwa um 9.30 Uhr in Attikon auf einer Weide im Dreieck des Autobahnkreuzes A1/A7 an. Der dortige

Landwirt entdeckt «das fremde Kalb» und trommelt spontan seine Kollegen aus der Nachbarschaft zusammen. Zu fünf versuchen sie, das Tier einzufangen. Doch Leo entzieht sich jedem Zugriff und findet schliesslich ein Schlupfloch im Zaun. Dieses führt auf die Autobahn. «Wir haben daraufhin den Verkehr auf der A7 Richtung Frauenfeld sofort gestoppt», erzählt einer der Wiesendanger Bauern. Ein Lastwagenfahrer habe gerade angehalten und sich so positioniert, «dass die Autos nicht mehr an ihm vorbeikamen». Rückstau gab es keinen. Nach 20 Minuten war Leo mit vereinten Kräften eingefangen. Der Landwirt nahm ihn im Viehwagen zu sich nach Hause und identifizierte ihn anhand der Ohrenmarke.

Nassgeschwitzt wurde Leo gestern Vormittag wieder nach Zünikon chauffiert. «Ich hätte nie gedacht, dass er so weit wegläuft», sagt Wettstein. - Vorerst wird das Kalb Ruhe vor dem Metzger haben, «weil sein Fleisch nun wegen des Adrenalins übersäuert ist». In etwa 14 Tagen solle Leo dann aber geschlachtet werden.

Vor allem Leo freut sich über Leos Rettung

Der Landbote 19.4.2010

Leo Fülleemann war dabei, als das ausgebüxte Stierkalb Leo geboren wurde. Er riet dem Jungtier damals, dass es weglaufen solle, wenn es zum Metzger müsse. Heute freut sich der 21-Jährige, dass der Muni seinen Rat befolgte.

Von Dagmar Appelt

Neftenbach/Bertschikon – «Leo darf weiterleben und das freut mich total», lacht Leo Fülleemann. Der junge Monteur, der im Zaunteam Neftenbach arbeitet, heisst nicht zufällig gleich wie das Züniker Kalb, das auf der Flucht vor dem Metzger auf die Autobahn bei Wiesendangen rannte («Landbote» vom 13. April). «Leo wurde nach mir benannt», erzählt der Oberschneiter stolz. «Ich habe im letzten Oktober auf dem Hof von Martin Wettstein ausgeholfen, als das kleine Stierkalb zur Welt kam.»

Dass der Jungstier nun von einem Tiereschützer aus Zürich gekauft wurde und in absehbarer Zeit in den «Happy»-Stall von Daniela und Roland Hugentobler nach Rudenwil TG überführt werden soll, findet Leo Fülleemann

«Lass dich nicht schlachten, sondern lauf besser davon!»

sympathisch. Sein tierischer Namensvetter wird dort voraussichtlich den Rest seines Lebens, unbehelligt von jeder Schlachtbank, verbringen können.

Leo war Vorbild für Leo

Leo Fülleemann war nach der Lehre arbeitslos gewesen. Anstatt zu Hause untätig herumzusitzen, bot er Landwirten in der Region seine Dienste an. So kam es, dass er im letzten Herbst bei den Wettsteins in Zünikon aushalf. «Es war lässig dort», erinnert er sich. Besonders gefallen hat dem damals 20-Jährigen, dass er bei der Geburt der Kälber dabei sein konnte und dem Landwirt helfen durfte. Mit den Töchtern der Wettsteins, Viviane (10) und Svenja (8), verstand er sich gut. «Unsere Mädchen waren so Fan vom Menschen Leo, dass sie das Mastkalb nach ihm benannten.»

Der Landwirt aus Zünikon ist überzeugt, dass sein ausgebüxter Muni nur deshalb so viel Aufmerksamkeit in den Medien und in der Bevölkerung erregte, «weil er einen Namen hatte». «Mastkälber tragen normalerweise keine Namen», erklärt er.

Tatsächlich haben Barbara und Martin Wettstein nach der Berichterstattung über Leos Flucht auf die Autobahn unzählige Reaktionen erhalten. «Das waren bestimmt etwa 40 Telefonate und Mails», sagt die Züniker Bäuerin. Einer von ihnen, Herr B. aus Zürich, habe das Tier am Freitag für 1500 Franken gekauft. «Wir erhielten sogar noch fünf weitere Kaufangebote.» Martin Wettstein bezeichnet den «Happy»-Hof als eine Art «Altersheim für Pferde und Kühe». Leo werde dort mit ein paar älteren Kuhdamen ein unbeschwertes Leben führen können. Das Ehepaar Wettstein begrüsst die Wende zum Positiven. «Leo hat schliesslich dafür auch etwas geleistet.» Sehr froh sind sie, dass bei seinem Ausbruch niemandem etwas passiert ist, sagt Barbara Wettstein.

Vom Metzger hätte der Landwirt nach eigener Schätzung etwa 1200 bis 1500 Franken für Leo bekommen. Ihn zu behalten, sei keine Option gewesen, «weil ein kastrierter Stier infolge des nahrhaften Futters vermutlich bald an Herzverfettung gestorben wäre».

Von Mensch zu Tier

Das freiheitsliebende Jungtier erholt sich inzwischen. In den ersten Tagen nach seinem Fünf-Kilometer-Sprint war er ganz steif vor Muskelkater. «Jetzt kommt er langsam wieder auf den Damm», erzählt Wettstein, der rund 40 Milchkühe hält. In ungefähr 14 Tagen soll Leo dann in den «Happy»-Stall gebracht werden.

Derweil hat der menschliche Leo eine heimliche Freude an der Rettung des Munis: «Beim Abschied im letzten Herbst sagte ich ihm: «Lass dich nicht schlachten, sondern lauf besser davon!» Als der Monteur am Dienstag von Leos Flucht im «Landboten» las, traute er seinen Augen nicht. Noch am Abend desselben Tages ging er bei den Wettsteins in Zünikon vorbei, um seinen jungen Freund zu besuchen - und ihm zu gratulieren. «Er sah schon wieder sehr gut aus», freut sich sein menschlicher Coach.

Leo im Tierspital unterm Messer

Der Landbote 28.4.2010

Gestern zahlte Stierkalb Leo den Preis dafür, dass es vor dem Metzger flüchten konnte und dank eines Gönners auf einem Gnadenhof alt werden darf. Ein beschauliches Stierleben ist aber nur ohne Männlichkeit zu haben: Leo wurde kastriert.

Von Dagmar Appelt

Bertschikon/Zürich – Wer hätte das gedacht: Erst dem Teufel in Zünikon vom Viehkarren gesprungen, dann ausgebüxt, auf die A7 bei Wiesendangen gerannt und schliesslich auf dem Operationstisch der chirurgischen Abteilung des Tierspitals Zürich – statt beim Metzger – gelandet. Das ist Leo, das mittlerweile recht populär gewordene «Autobahnkalb».

Gestern wurde der Muni, der vom Hof von Martin Wettstein aus Zünikon stammt, kastriert. Seinen neuen Besitzer, den Tierfreund B. aus Z., der anonym bleiben möchte, freut das nicht. «Aber nur unter dieser leidigen Voraussetzung können wir Leo überhaupt in den Hapypstall nach Rudenwil geben.» Im Altersheim für Pferde und Kühe, wo der acht Monate alte Leo dann bis an sein Lebensende bleiben darf, wird der Muni, der gestern zum Öchslein wurde, nächste Woche auf ein paar ältere Kuhdamen treffen. Mit diesen solle er keinen Nachwuchs produzieren, weiss der Informatiker, der seit 25 Jahren Vegetarier ist.

Sonst nur bei Hobbytieren

«Leo hat die Kastration gut hinter sich gebracht», berichtet die operierende Oberassistentin der Chirurgie, Tanja Schmid, im Anschluss an den dreiviertelstündigen Eingriff im Tierspital. Schmid hat die Operation mit einer Kollegin durchgeführt. «Es handelte sich eigentlich um einen Routineeingriff», erklärt sie. Das Aussergewöhnliche daran sei aber gewesen, dass er an einem Nutztier, «und erst noch an einem schon so alten Muni», durchgeführt worden sei. Normalerweise werden laut Schmid nur Hobbytiere auf diese Weise kastriert. «Bei Nutztieren wird in der Regel eine schnellere, weniger sanfte Methode angewandt.» Leo sei aber das ganze Skrotum, also der ganze Hodensack, entfernt und die Stelle danach fein säuberlich zugenäht worden, sagt Tanja Schmid.

Während des Eingriffs war der Muni voll-



Ausgebüxt: Das sieben Monate alte Kalb «Leo» aus Zünikon sprang vom Wagen, als es zum Metzger sollte.

Heinz Diener

Leos erste Schritte und Luftsprünge in Freiheit

Der Landbote 12.5.2010

Das Stierkalb Leo ist am Ziel: Dank einer Tierpatenschaft lebt das Öchslein nun auf dem Happyhof in Rudenwil TG zusammen mit 14 Kühen und 60 Pferden. Fast alle freuen sich darüber. Das unbestreitbare Happy End eines «Kalblebens».

Von Dagmar Appelt

Rudenwil TG – Die Anfahrt zum Happystall von Daniela und Roland Hugentobler führt via Wil SG über Wuppenau TG auf verschlungenen Strassen in unbekannte Höhen. Und kaum steht da endlich die Ortstafel Rudenwil, offenbart sich auch schon ein sagenhafter Anblick: Mehr als zwei Dutzend Pferde grasen friedlich auf den sattgrünen Weiden links und rechts der Strasse. Und daneben, auf einem separaten Stück Weideland, tummelt sich eine Gruppe von Kühen, die alle in Farbe und Rasse verschieden sind. Die meisten der Rindviecher zeigen sich gelassen, wiederkäuend. Nur ein Jungspund tanzt aus der Reihe. Es ist unverkennbar «Leo», der Muni von Martin Wettstein aus Zünikon, auch als «Autobahnkalb» oder «Widerstandskämpfer» bekannt (der «Landbote» berichtete). Munter grast der acht Monate alte Ochse, der vor vierzehn Tagen im Tierspital kastriert worden ist, inmitten der Kuhdamen. Mal zupft er hier am Gras, mal dort, als ob er dies schon sein Leben lang tun würde. Doch eigentlich ist alles Neuland für ihn. «Leo ist erst zum dritten Mal auf der Wei-

de», sagt Roland Hugentobler, Besitzer des Happystalls. Das Mastkalb, das vom Viehwagen sprang, als es zum Metzger gefahren werden sollte, und von Zünikon nach Attikon auf die Autobahn rannte, sei vorher noch nie auf der grünen Wiese gewesen. Jetzt sammelt es die ersten Erfahrungen mit der Freiheit - «auch unbequeme wie die Bekanntschaft mit dem Elektrozaun». Am Abend lässt sich das Tier laut dem Happystall-Besitzer jeweils kaum einfangen. «Aber insgesamt ist er ruhiger geworden und scheint zufrieden.» Das Mastkalb aus Zünikon genießt gegenüber seinen Artgenossen das grosse Privileg, bis an sein Lebensende auf dem seit 2001 existierenden Gnadenhof in Rudenwil verbleiben zu können. Tierfreund B. aus Zürich hat für Leo eine Patenschaft im Tierschutzprojekt «Viva la Vacca» übernommen. Leo tollt sich derweil auf der Weide mit der filmreifen Alpenkulisse aus. Mit gestreckten Vorderläufen spurtet er übers Gras, versucht die eine oder andere Kuh zum Spielen zu animieren. Bis auf zwei lassen ihn alle Rindviecher gutmütig gewähren. Doch den beiden Hochlandrindern Sindy und Sina geht das offensichtlich gegen den Strich. Sie erteilen dem «Neuen» eine klare Abfuhr. «Die beiden begegnen ihm noch mit Misstrauen, aber das wird sich geben», versichert Roland Hugentobler. Leo lässt sich davon nur kurz irritieren. Fürchten muss er sich nicht. Die Gunst der wichtigsten Kuh, von Chefin Brigitte, hat er längst erworben. «Er darf im Stall bereits neben ihr liegen», erzählt Hugentobler.



Idylle auf dem Happy-Hof: Das freigekaufte Stierkalb Leo erobert die Weide.

Marc Dahinden

Leo verbringt Weihnachten im Tierspital

Der Landbote 24.12.2010

Zum zweiten Mal liegt Leo, das Autobahnkalb aus Zünikon, unter dem Messer. Doch er hat einen Schutzengel: Sein Gönner Markus Bosshard will, dass er weiterlebt. Nicht nur, weil der Informatiker durch Leo seine neue Liebe kennen lernte.

Von Dagmar Appelt

Zürich – Der junge Ochse Leo, der in seinem früheren Leben ein Stierkalb auf dem Hof von Martin Wettstein in Zünikon war, muss sich die eroberte Freiheit hart verdienen: Seit fast 14 Tagen ist das nunmehr 14 Monate alte Rindvieh, das dem Metzger im April sozusagen vom Karren gesprungen ist und auf der Autobahn bei Attikon wieder eingefangen wurde, im Tierspital Zürich in Behandlung. Leos Nabel war entzündet, der Abszess schon in die Bauchhöhle gewandert. «Nachdem Spülungen und der Einsatz von Antibiotika nichts genützt haben, mussten wir das Tier gestern operieren», erklärt der Chef der Wiederkäuerchirurgie im Tierspital, Karl Nuss, der Leo höchstpersönlich unter Messer genommen hat. Eineinhalb Stunden hat die Operation gedauert. Leo habe sie gut überstanden. Dass das ehemalige Nutztier, das vom Zürcher Veganer Markus Bosshard freigekauft worden war, im April dieses Jahres bereits einen grossen Eingriff mit Vollnarkose über sich ergehen lassen musste, schade ihm nicht, wie Karl Nuss versichert. Die Kastration des damals knapp acht Monate alten Stierkalbs war nötig geworden, weil Leo sonst nicht ins Kuhschutzprogramm von Viva la Vacca im Happystall in Rudenwil TG aufgenommen worden wäre, wo er inzwischen mit 14 älteren Kuhdamen und gegen 80 pensionierten Pferden glücklich lebt. Voraussichtlich in zehn Tagen wird Leo auf den Gnadenhof zurückkehren können. Weihnachten wird der Ochse, der einst ein Mastkalb war, also nicht im Tieralterheim von Daniela und Roland Hugentobler verbringen.

Im Tierspital ist es warm

Merkt das so ein Rindvieh überhaupt? «Ich denke schon, dass für Leo der Aufenthalt im Tierspital nicht unbedingt angenehm ist», sagt Daniela Hugentobler vom Happyhof. «Leos Leben spielt sich nun ja zu einem grossen Teil draussen ab, weshalb er auch an Fell zugelegt hat.» Will heissen: Das arme Tier, das inzwi-



Leo auf dem Operationstisch im Tierspital Zürich.

Donato Caspari

schen 410 Kilogramm wiegt, muss unter seinem Haarkleid im beheizten Stall des Tierspitals ziemlich schwitzen. Dazu kommt: Leo fühlt sich unter den Kuhdamen in Rudenwil offensichtlich wohl. «Er findet immer eine, bei der er sich anuscheln kann», erzählt Daniela Hugentobler. Für Gönner Markus Bosshard, der für Leo gänzlich aufkommt und ihn heute besuchen will, ist klar: «Leo muss weiterleben.» Leo sei das Zeichen, das er setze, sagt der Informatiker, der vor über 20 Jahren Vegetarier wurde und zwischenzeitlich auch Veganer ist. (Veganer lehnen die Nutzung von Tieren samt aller tierischer Produkte ab.) Ausser Leo hat Bosshard noch andere Tierpatenschaften, darunter zwei Schimpansen, zwei Orang-Utans, zwei Löwen und zwei ehemalige Tanzbären. Für die Operation des Züniker Ochsen, samt Aufenthalt im Tierspital, muss er nun mit Kosten von 1200 Franken rechnen. «Leo ist mir das wert.»

Leo stiftete neue Liebe

Als Alleinstehender ohne Familie und Kinder könne er sich das leisten, sagt der 54-Jährige. Dass er alleinstehend ist, stimmt allerdings nicht mehr so ganz: «Ich habe seit vier Monaten eine neue Liebe.» Dass er und Vegetarierin Karin Braun zueinanderfanden, ist übrigens allein Schützling Leo zu verdanken: «Meiner Freundin fiel im Wartezimmer eines Arztes ein Artikel über Leo in die Hände.» Die Geschichte von Leo und seiner Rettung rührte sie so sehr, dass sie via Happyhof einen Brief an Bosshard schrieb, der diesem weitergeleitet wurde. «Wir trafen uns dann und entdeckten viel Gemeinsames», verrät der Tierfreund. «Jetzt ist mehr daraus geworden.» – So gab Leo das Geschenk, das ihm sein Gönner machte, indem er des Munis Leben rettete, wieder zurück.

Die Armut führte ihn in die Einsamkeit

Der Landbote 28.8.2010 (Teil 1 der Serie)

Eine problemlose Lehre als Schreiner, zehn Jahre eine feste Anstellung und dann der soziale Abstieg. Thomas Kirchner kämpft gegen Gelenkschmerzen und Existenzsorgen. Wirklich arm sei er aber nicht an Geld, sondern an Perspektiven.

Von Katharina Baumann

Das Holz der Tischplatte hat er kunstvoll zu einem Labyrinth geschnitzt. Durch das darübergelegte Glas sind mehrere verschlungene Wege sichtbar, die vom Rand bis in die Mitte hinein führen. In der kleinen Küche wirkt der Tisch viel zu gross und seltsam deplatziert. Das ist kein Wunder: Denn Thomas Kirchner (Name geändert) hat diesen Tisch zwar selbst gefertigt – und doch stammt er aus einem anderen Leben.

Dieses Leben beginnt 1968 in Winterthur. Der Vater arbeitet als Sportjournalist von zu Hause aus, die Mutter ist Logopädin. Geld ist kein Thema. Die Eltern gehen mit Thomas und seiner älteren Schwester oft auswärts essen, jedes Jahr fliegen sie in die Sommerferien, nach Sizilien, Griechenland, Ägypten. «Wir hatten alles, was wir brauchten», sagt Kirchner heute. Doch hinter der Fassade der Familie habe es anders ausgesehen. Beide Eltern hätten viel getrunken, der Vater habe zwar nie geschlagen, sei aber verbal aggressiv gewesen. Und er selbst habe immer gewusst, in welchem Schrank die bereits geöffneten Flaschen gestanden hätten. Schon als Zehnjähriger habe er ab und zu einen Schluck getrunken.

Als Thomas 13 Jahre alt ist, zieht die Familie nach Ossingen. Während der Sekundarschule macht er eine Schnupperlehre als Buchbinder. Das gefällt ihm zwar, eine Lehrstelle gibt es aber

«Wir hatten alles, was wir brauchten.»

nur in einem anderen Kanton. Von der Mutter wegzuziehen, kann er sich nicht vorstellen – er wohnt bei ihr, bis er 22 Jahre alt ist, und geht danach zum Mittagessen immer zu den Eltern: «Ich wollte es einfach bequem haben», sagt er.

Und: «Dass ich nicht weiss, was ich im Leben eigentlich erreichen will, ist wohl mein Hauptproblem.» Schliesslich macht er eine Lehre als Möbelschreiner mit Berufsmatur. Das Abschlusswerk ist der Küchentisch. Nach der Lehre arbeitet er zehn Jahre lang als Schreiner.

«Gesoffen wie ein Loch»

Dann beginnen die Probleme. Ein seltsames Kribbeln in den Fingern, ein verändertes Gefühl in den Händen machen das Heben schwerer Gegenstände und die handwerkliche Arbeit schwierig. Die Diagnose des Arztes lautet auf degenerative Arthrose. Kirchner wechselt die Stelle, versucht sich als Quereinsteiger in der Computerbranche und zieht nach Töss. «Ich hatte Puff mit dem Chef, weil er den Lohn nicht rechtzeitig bezahlt hat», sagt er. Er kündigt. Als der Vater 2001 an Krebs stirbt, trinkt Kirchner mehr denn je: «Ich habe gesoffen wie ein Loch.» Er lässt sich zum Entzug in die Forel-Klinik einweisen, schlägt sich danach als Zeitungsvertrager, Hauswartaushilfe und mit weiteren Temporärjobs durch, fällt in eine Depression, muss seit 1999 Psychopharmaka schlucken. Die Rückkehr in eine feste Anstellung schafft er nicht mehr.

Ende 2007 folgt die Katastrophe: Er setzt die Medikamente ab, «um mal zu schauen, ob es auch ohne geht». Es geht nicht: Er hat Angstzustände und muss den RAV-Kurs abbrechen. Weil er aber gleichzeitig noch Zeitungen austrägt, verfügt die Arbeitslosenkasse einen Geldstopp und klärt ab, ob er überhaupt noch vermittelbar sei. Zwei Monate erhält er kein Geld und wird von seiner Mutter unterstützt. Die Vermieterin, deren Geduld durch unpünktliche Zahlungen ohnehin schon strapaziert gewesen ist, kündigt ihm die Wohnung auf Ende 2007. «Weil ich aber nichts anderes fand, blieb ich trotzdem.» So wird er 2008 per Gerichtsbeschluss vor die Tür gestellt und im Februar ausgesteuert.

Kirchner wohnt bei einer Kollegin, dann bei der Mutter, schliesslich bei der Heilsarmee. Jede Woche habe er zwei Wohnungen angeschaut, erst im vergangenen Februar hat es geklappt – nachdem er zwei Jahre lang gesucht hat. Das Hauptproblem sei sein Betreibungsregisterauszug gewesen: über 20 000 Franken Steuer- und Mietschulden. Heute lebt Kirchner in einer Einzimmerwohnung. Von der Sozialhilfe werden ihm Wohnungsmiete und Krankenkasse bezahlt, zudem bekommt er monatlich 930



«Ich fühle mich oft als fünftes Rad am Wagen, weil ich von Geld lebe, für das ich nichts mache»: Thomas Kirchner. Marc Dahinden

Franken. Weil er bei «Heks-Visite» mitarbeitet – er stellt die Liegestühle im Pfarrhausgarten bereit –, kann er monatlich über 1030 Franken verfügen.

Schmerzen und Einsamkeit

Er verzichte auf Zeitschriften und Bücher, habe seit Jahren keine Kleider mehr gekauft – diese bekomme er stets von Bekannten geschenkt. Dies anzunehmen, falle ihm nicht schwer. Was er sich hingegen leiste, seien Joints: «Kiffen gehört einfach zu mir.» Auch das Alkoholproblem ist nicht endgültig überwunden: Ohne Bier am Abend könne er nicht einschlafen. «Ich habe ein Reissen danach. Ich will nicht, aber es geht gar nicht anders.» Ein fester Ausgabeposten ist auch das Katzenfutter. Auf seine beiden Büsi würde er aber nicht verzichten wollen – «sie sind meine Familie».

Als arm würde er sich nicht bezeichnen – jedenfalls nicht, wenn es um das Geld geht. Arm sei er an Perspektiven: «Ich fühle mich oft als fünftes Rad am Wagen, weil ich von Geld lebe, für das ich nichts mache.» Aber auch die Schmerzen, die am Morgen besonders heftig seien, schlagen ihm aufs Gemüt. Und die Armut mache einsam: In den Ausgang geht er nicht mehr, seit der letzten Beziehung zu einer Frau sind zehn Jahre vergangen. Er sei sehr schüchtern. «Und jetzt kann ich einer Frau sowieso nichts mehr bieten.»

Über die Zukunft mag er gar nicht nachdenken. «Ich hatte schon als Bub nie ein Ziel vor Augen.» Im Frühling habe er von der Invalidenversicherung einen negativen Bescheid erhalten – er werde nochmals einen Antrag stellen.

Warum Armut zu schlechten Zähnen führt

Der Landbote 2.9.2010 (Teil 2)

Kinderzähne, von denen nur noch Stummel übrig geblieben sind, reihenweise kariesbetroffene Zähne: In der Schulzahnklinik ist das fast Alltag. Leiterin Teresa Leisebach weiss, wie Armut die Gesundheit von Kindern beeinträchtigt.

Von Katharina Baumann

Es ist ein unerwarteter Anblick, ganz am Ende des Korridors der Schulzahnklinik. Das Zimmer ist in hellen Farben gehalten, auf einem Regal liegen Stofftiere. Doch statt eines Zahnarztstuhls steht hier ein kleines Bett, davor ein paar Stühle. Ein Bett, das durchschnittlich zweimal monatlich belegt ist. Von kleinen Kindern mit so schweren Zahnschäden, dass sie unter Vollnarkose operiert werden mussten.

Die jährliche zahnärztliche Kontrolle ist für Schulkinder im Kanton Zürich obligatorisch. In Winterthur sucht etwa die Hälfte der 5- bis 16-Jährigen einen Vertragszahnarzt auf. Für die andere Hälfte ist die Schulzahnklinik an der St. Galler-Strasse zuständig. Rund 4000 Kinder kommen jedes Jahr hierher. Dass Karies viel mit Armut zu tun hat, steht für Teresa Leisebach, Leiterin der Schulzahnklinik, fest. Denn biologisch sei zwar schnell erklärt, wie Karies vermieden werden kann. Wer Zucker meidet und die Zähne putzt, bekommt keine Karies. «In Realität ist Kariesfreiheit aber nur unter sehr guten Bedingungen möglich», sagt sie.

Mit zwei Jahren erste Löcher

Denn zu den biologischen Faktoren kommen psychische und soziale: Von Karies verschont bleibt nur, wer seine Zähne regelmässig putzt, die Zusammenhänge von Zucker und Karies kennt, konsequent ist und die Anweisungen der Fachleute verstehen kann. Bedingungen also, die nicht in allen Familien gegeben sind. Dass Armut zu Zahnproblemen führt, ist statistisch belegt: Die meisten Kinder, die in der Schulzahnklinik umfangreich behandelt werden müssen, stammen aus Familien mit

tiefem Einkommen und tiefem Bildungsniveau. Meistens haben sie einen Migrationshintergrund, sind sich aus ihren Heimatländern keine Zahnhygiene gewöhnt und verstünden die Anweisungen aus sprachlichen Gründen nicht. «Aber auch manche Schweizer Eltern

und lassen ihr Kind erst nach mehreren Besprechungen behandeln, obwohl sie von der Stadt Unterstützungsbeiträge erhalten. Auch zur Nachbehandlung müssten die Eltern oft aufgefordert werden. «Besonders frustrierend ist, wenn ein paar Jahre nach der Behandlung eines

«Viele meinen, dass die Kinder ihre Zähne erst putzen müssen, wenn sie es selber können oder wenn die zweiten Zähne kommen.»

oder Alleinerziehende sind froh, wenn sie ihr Kind abends nach der Arbeit mit einem süssen Schoppen rasch zum Schlafen bringen können – sie haben dringendere Anliegen als die Zähne ihrer Kinder.»

Statt Zähne nur noch Stummel

Oft fehlt den Eltern auch das Wissen. Manchen sei nicht bekannt, dass man mit dem Durchbruch des ersten Milchzahns mit Putzen beginnen sollte. «Viele meinen, dass die Kinder ihre Zähne erst putzen müssen, wenn sie es selber können oder wenn die zweiten Zähne kommen.» So hätten manche Kinder als Einjährige schon entkalkte Zähne, mit zwei Jahren die ersten Löcher, mit drei Jahren seien die Zähne bis aufs Zahnfleischniveau weg.

Genauere Zahlen gibt es zu den Winterthurer Kindergartenkindern: 2003 hatte fast jedes zweite Kind Karies. 14 Prozent der Schweizer Kinder hatten mehr als fünf kranke Zähne, bei den Kindern aus Ex-Jugoslawien waren es sogar 65 Prozent. Bei manchen Kindern sei jeder Zahn betroffen. Manche haben nur noch Stummel, dazu eine entzündete Mundschleimhaut mit Fisteln – Eiterausführungsgänge, die dann entstehen, wenn ein Zahn bis auf den Nerv zerstört ist. Schäden, die langfristige Folgen haben: Werden Milchzähne gezogen, resultieren oft schlechte Zahnstellungen, was eine kieferorthopädische Behandlung nach sich zieht. Mit Folgen für die ganze Gesellschaft, denn Zahnversicherungen sind nur über Zusatzversicherungen möglich, die von armen Familien selten abgeschlossen worden sind. So erhalten sie einkommensabhängige Subventionen von der Stadt.

Mit einer einmaligen Behandlung ist das Problem selten gelöst. «Die meisten Eltern wollen für ihr Kind zwar das Beste», sagt Leisebach. Viele seien aber mit den Abläufen überfordert

Kinds unter Narkose sein jüngerer Geschwister mit denselben Problemen zu uns kommt.»

Den Kindern nur Zähneputzen beibringen, nütze nicht viel. Sinnvoll sei aber Elternbildung. Leisebach denkt dabei einerseits daran, dass die Eltern selbst die Möglichkeit erhalten sollten, regelmässig zur Zahnkontrolle gehen zu können. Andererseits wären auch Informationsanlässe wichtig, und zwar möglichst in der jeweiligen Sprache und von Leuten der gleichen Herkunft. Besonders dafür eignen würden sich Dentalassistentinnen, welche selbst einen Migrationshintergrund und dadurch einen guten Zugang zu den betroffenen Familien hätten.

«Ich würde nie um Geld betteln»

Der Landbote 11.9.2010 (Teil 6)

Nach der Trennung von ihrem Mann hat sich die Coiffeuse Sylvia Amann selbstständig gemacht und lebt heute als alleinerziehende Mutter von sehr wenig Geld. Nach der Trennung mussten 500 Franken für sie und ihren Sohn reichen.

Von Katharina Baumann

Im Kinderzimmer stehen ein Bett, ein Kleiderschrank und ein Schreibtisch, überall verteilt liegen Plastikdinosaurier, Stofftiger und Legosteine. Sylvia Amann (Name geändert) zieht eine Kartonschachtel unter dem Schreibtisch hervor und legt sie aufs Bett. Sie nimmt eine Medaille nach der anderen daraus hervor – Medaillen, die ihr Sohn an Skirennen und an anderen Wettkämpfen gewonnen hat. «Er ist mein schönstes Geschenk», sagt die Mutter. Und: «Dass sein Vater keine Unterstützungsgelder zahlt, ist der Grund für meine heutige Situation.»

Sylvia Amann wächst im Kanton St. Gallen auf. In einer grossen Familie, die im eigenen



Alleinerziehende haben ein hohes Armutsrisiko. Die Trennung von ihrem Mann führte auch Sylvia Amann in die Notsituation.

Haus lebt. Nach der Schule geht sie als Au-pair-Mädchen ins Tessin, danach macht sie eine Lehre als Coiffeuse. Nach der Lehre arbeitet sie auf dem Beruf und verdient monatlich 2000 Franken. Anfang der 1980er-Jahre sei dies ein guter Lohn gewesen. Während ihre Berufskolleginnen schon Mitte Monat kein Geld mehr auf dem Konto hatten, hatte sie es sich so eingeteilt, dass sie sogar noch etwas auf die Seite legen konnte.

«Es ist unter meiner Würde»

Mitte 30 heiratet sie und wird Mutter. Sie hat jetzt ein paar Nebenjobs und macht eine zusätzliche Ausbildung. «Aber ich hatte natürlich nie einen grossen Lohn.» Das wird zum Problem, als ihr Mann sich von ihr trennt und von einem Tag auf den anderen ins Ausland abreist. «Ich verlor den Boden unter den Füßen und musste das verarbeiten – gleichzeitig musste ich mich aber um mein Kind kümmern.» Der Sohn kommt in den Kindergarten, Sylvia Amann muss wieder arbeiten. Sie findet eine 40-Prozent-Stelle, verdient aber zu wenig, um davon leben zu können. Das Sozialamt stockt aufs Existenzminimum auf.

Später macht sie sich als Coiffeuse selbstständig: «Ich dachte, dass ich so flexibel bin mit der Kinderbetreuung, weil ich dann arbeiten kann, wenn er in der Schule ist.» Was Sylvia Amann nicht weiss: Das Sozialamt zahlt selbstständig Erwerbenden nur in besonderen Fällen und nach Absprache Beiträge. Ab dem ersten Tag ist Amann auf sich allein gestellt. Mit einem Grundstock an Coiffeurartikeln, die insgesamt 10 000 Franken kosteten. Der Lieferant gibt ihr drei Monate Zeit, um den Betrag zu zahlen – sie schafft es mit Mühe und Not, lebt in den ersten zwei Monaten von je 500 Franken. Beim Sozialamt anzuklopfen, kommt nicht in Frage: «Es ist total unter meiner Würde. Vielleicht habe ich da einen falschen Stolz, aber ich schäme mich einfach, um Geld betteln zu müssen.» Und sie sei gesund und habe zwei Hände, um arbeiten zu können.

«Armut hat hier keinen Platz»

Sylvia Amann kann nur unter Tränen von dieser Zeit erzählen. Die Schweiz sehe von aussen so perfekt aus, neue Autos auf schönen Strassen, gepflegte Häuser. «Die Schweiz ist ein Land, in dem Armut einfach keinen Platz hat. Man sieht sie nicht, will sie nicht sehen, keiner schaut hin.» Sie sei in dieser Situation, weil sie ein Kind habe und ihr Ex-Mann die Alimente

nicht bezahlt. Die Alimentenbevorschussung von 650 Franken ist das einzige Geld, das sie vom Staat bekommt. Mit den 300 Franken, die sie für Putzarbeiten erhält, ist die Miete von 1000 Franken knapp gezahlt. Leben muss sie von dem, was ihr Coiffeurgeschäft abwirft. Sie kommt auf ein Jahreseinkommen von 23 000 Franken. Ab und zu sieht sie sich nach einer Anstellung um. Dies sei aber schwierig, weil sie mit einer festen Anstellung zeitlich weniger flexibel wäre. Und die dadurch nötige Kinderbetreuung würde mehr kosten, als sie verdient.

So verzichtet Sylvia Amann auf vieles, was sie gern tun würde. Auf Ferien am Meer und in den Bergen. Auf Kurse, Massagen, ein Abonnement im Fitnesscenter, neue Kleider. Auch Fleisch könne sie nur zum Aktionspreis kaufen. Fürs Essen gehe sie einmal in der Woche in den Caritas-Markt, wo das Gemüse aber meist nicht mehr ganz frisch sei. Und auch Ausgang liegt nicht mehr drin. Früher sei sie oft tanzen gegangen. Irgendwann fragte sie in einem Club, ob sie mit der Kulturlegi 50 Prozent erhalte. «Nein, nein, damit fange ich gar nicht an», habe der Geschäftsführer geantwortet. «Ich ging nie mehr dahin.»

Besonders schmerzt sie, dass ihr Sohn die Lage der Mutter langsam begreift und auf das Thema Geld sensibilisiert ist. Nach einem Flohmarkt habe er zu ihr gesagt: «Mami, die Hälfte des Geldes darfst du dann haben.» Und schwierig werde es, wenn sie ihrem Sohn einen Wunsch nicht erfüllen kann. So möchte er jetzt unbedingt in einen Sportkurs. Insgesamt würde dieser 300 Franken kosten – Geld, das Sylvia Amann nicht hat. Geld aber, das eines ihrer Geschwister vielleicht hätte. «Ich würde niemals fragen, und sie würden es mir auch nie geben. In der Schweiz schaut jeder zuerst für sich selbst.» In die Ferien kann sie mit ihrem Sohn nur mit der Genossenschaft Schweizer Reisekasse (Reka), dies ist alle zwei Jahre für rund 100 Franken möglich.

Gemessen am Schweizer Standard sei sie arm. «Meine gute Gesundheit macht mich aber reich.» Doch die Gesundheit steht jetzt auch in Frage. Seit Kurzem macht ihr eine Zahnfleischentzündung zu schaffen. Die Rechnung von rund 4000 Franken wäre zwar in Raten zahlbar, für sie steht aber fest, dass sie keine Schulden machen will.

Nur die «würdigen» Armen bekamen Hilfe

Der Landbote 18.9.2010 (Teil 9)

Armut ist heute weitgehend aus dem Stadtbild verschwunden. Noch im 19. Jahrhundert war sie hingegen unübersehbar. Man unterschied zwischen würdigen und unwürdigen Armen – ein Historiker sieht darin Parallelen zu Debatten von heute.

Von Katharina Baumann

Winterthur, 1802. Wachtmeister Sulzer ist altersschwach und taub geworden. Die Pflichten seines Postens kann er kaum mehr erfüllen, für sich und seine Frau kann er nicht mehr sorgen. Sulzer wird im Oberen Spital aufgenommen, «damit auch er eines Gnadenbrots sich zu erfreuen habe». Diesen Entscheid begründet die Stadt damit, dass Sulzer «seiner Stelle seit 26 Jahren mit musterhafter Treue vorgestanden ist, allein bei seiner bekanntlich geringen Besoldung nicht nur keine Ersparnisse erübrigen konnte, sondern sein allfälliges Vermögen dabei aufopfern musste». So ist es in Akten aus dem Stadtarchiv nachzulesen.

Würdige und unwürdige Arme

Während Armut heute im Stadtbild kaum mehr wahrnehmbar ist, war sie bis ins 19. Jahrhundert unübersehbar. Arme waren in Lumpen gekleidet, die eigentlich verbotene Bettelei war verbreitet: In den 1880er-Jahren wurden jährlich 1000 Bettler verzeigt – dies machte ein Drittel aller Polizeifälle aus. Die Sicht der Gesellschaft auf die Armen hat sich im Lauf der Zeit stark verändert, wie die Historikerin Frauke Sassnick in ihrem Buch aufzeigt.

Im Mittelalter galt Armut als Gottes Wille und als unüberwindbar. Mit dem Aufkommen der Bettelorden änderte sich dies: Die freiwillige Armut der Mönche wurde hoch geachtet und trat in scharfen Gegensatz zur unfreiwilligen Not. Die Helfenden begannen auszuwählen und stellten sich die Frage, ob die Armut Schicksal oder Unverschämtheit sei. Die Almosen schienen bei den Mönchen vernünftiger investiert als bei den Bettlern.

Öffentliche Zwangsarbeit

Der Übergang von der Caritas (Nächstenliebe, Wohltätigkeit) zur Armenpolitik fand als Folge der Reformation statt. Das Gesetz der Armenfürsorge stammt aus dem Jahr 1525 und sollte über 300 Jahre lang gelten. Die städtische Obrigkeit stellte sich jetzt als entscheidende In-

stanz zwischen Bettler und Almosenspenden. Grundlage für das Gesetz war die Erklärung der Arbeit zur christlichen Pflicht.

Die Fürsorge sollte nur den würdigen Armen zukommen. Als unterstützungsberechtigt galten arbeitsunfähige Arme, also Alte, Kranke, Kinder und Vershrte; wer als arbeitsscheu galt, hatte keinen Anspruch auf Hilfe und schlug sich mit Betteln, Prostitution oder Kleinkriminalität durch. Für die Abklärung waren die Pfarrer zuständig. Wer Hilfe bekam, konnte die Spenden im Haus am Neumarkt abholen, musste aber wieder vorstellig werden, sobald es nicht mehr reichte.

Am Neumarkt befand sich vieles unter einem Dach: Altersheim, Armenanstalt, Fremdenasyl, Irren- und Waisenhaus, Krankenhaus, Gefängnis und Zwangsarbeitsanstalt. Der Neumarkt war also lange Zeit der Ort, an dem sich die Armut konzentrierte. Im Unteren Spital wurden Bedürftige gespeist – hier befand sich aber auch die geschlossene Anstalt. Wer den Pfrundschild nicht zahlen konnte, musste in der Öffentlichkeit Zwangsarbeiten verrichten. Auch Kinder waren davon nicht ausgenommen.

Die Geschichte der Armut in Winterthur wird auch vom Historiker Thomas Buomberger erforscht. Seine Geschichte der 1812 gegründeten Hilfsgesellschaft wird 2012 als Neujahrsblatt der Stadtbibliothek publiziert. Die Hilfsgesellschaft war die wichtigste private Institution im Armenwesen und betreibt heute unter anderem das Seniorenzentrum Wiesengrund.

Kinder weggenommen

Laut Buomberger gibt es in der Armutspolitik sowohl Kontinuitäten als auch gravierende Unterschiede. Die Einteilung der Armen in unwürdige und würdige ziehe sich als roter Faden seit 500 Jahren durch die Diskussion: «Es ist interessant, dass die heutigen Debatten über Sozialschmarotzer oder IV-Betrüger genau in dieselbe Richtung gehen – einzig die Begriffe haben sich verändert.» Was sich wesentlich verändert hat, ist die Definition von Armut. Früher ging es um das nackte Überleben – wer arm war, dem fehlte das Nötigste: Essen, Kleider, Schuhe. Haben Arme im 19. Jahrhundert 60 Prozent ihres Geldes für Essen ausgegeben, sind es heute höchstens 20 Prozent. Heute gilt als arm, wer am sozialen und kulturellen Leben nicht teilnehmen kann. «Man versucht, Armutsbetroffene so zu unterstützen, dass eine Integration ins normale Alltags- und Freizeitleben möglich ist»,

sagt Buomberger. Ein Beispiel dafür ist die Kulturlegi der Caritas.

Betroffen waren früher vor allem Kranke, Alte und ledige Frauen. Im Waisenhaus wurden viele Kinder aufgenommen, deren Eltern noch lebten, aber zu arm waren, um für sie zu sorgen. In Hungerjahren konnte die Armut breite Kreise der Bevölkerung treffen. So etwa bei der Hungersnot 1846/47, die durch die Kartoffelkrankheit verursacht wurde. Die Hilfsgesellschaft gründete zur Bewältigung der Krise eigens eine Aktiengesellschaft und importierte eine riesige Menge von Lebensmitteln, darunter eine halbe Million Pfund Mais. Getreide wurde gar aus der Ukraine eingeführt.

Zu grösseren Hungersnöten kam es auch 1770/71 und 1816/17, als es durch einen Vulkanausbruch zu einer Klimaveränderung kam, die Ernteauffälle verursachte. In Winterthur wurden täglich 1400 Portionen der «Rumford'schen Suppe» ausgegeben – bestehend aus ausgekochten Knochen, angereichert mit Gemüse, Hafergrütze, Reis, Erbsen und Kochgerste.

«Armut hat in der Schweiz keinen Platz.»

Nicht über, sondern mit den Armutsbetroffenen reden

Der Landbote 18.9.2010 (Schluss der Serie)

Leitartikel

Von Katharina Baumann

Noch nie hatte ein Land so viel Geld wie die heutige Schweiz. Und doch gibt es auch hier arme Leute. Menschen, die am oder unter dem Existenzminimum leben. In Winterthur sind es 8000 – acht Prozent der Stadtbevölkerung. Und nur die Hälfte nimmt Sozialhilfe in Anspruch. Sie haben zu essen und ein Dach über dem Kopf – doch am sozialen und kulturellen Leben nehmen sie nicht mehr teil. Sie leben so unauffällig, dass sie in einer Ausstellung zum Thema gemacht werden mussten. Der «Landbote» hat die Armut in Winterthur in einer neunteiligen Artikelserie beleuchtet. Das Fazit aus den Porträts Betroffener: Armut kann jeden treffen und schnell zuschlagen. Wegen einer Krankheit, einer Scheidung, des Verlusts der Arbeitsstelle kann die Armutsfalle zuschnappen und das Leben abrupt verändern. Die Betroffenen ziehen sich zurück. Haben keine Energie, keinen Mut, um sich bemerkbar zu machen. Sie fühlen sich als «fünftes Rad am Wagen», wie ein Mann sagte. Arme Migrantinnen haben oft so grosse Angst, aus der Schweiz ausgewiesen zu werden, dass sie sich nicht bei den Ämtern melden. Und der Stress der Working Poor, über die Runden zu kommen, lässt kein anderes Engagement zu. «Armut hat in der Schweiz keinen Platz», sagte die porträtierte alleinerziehende Mutter. Alle Betroffenen wollten anonym bleiben. Die Angst, jemand könnte sie erkennen, blieb trotzdem.

Das Schicksal der alleinerziehenden Mutter hat betroffen gemacht. Eine Flut von Telefonanrufen, Mails und Spenden ist in den letzten Tagen auf der Redaktion eingetroffen. Ein hoffnungsvolles Zeichen, denn diese Gesten haben gezeigt: Solche Schicksale lassen die Bevölkerung nicht kalt. In dieser Betroffenheit liegt das Verdienst der Ausstellung «Im Fall». Die Ausstellung hat Armut sichtbar und sinnlich erfahrbar gemacht. Für einmal wurde über Sozialhilfe geredet, ohne dass Missbräuche im Vordergrund standen. Unaufgeregt, dafür umso tiefgründiger. Dass Armut nicht einmal in der reichen Schweiz mit ihrem guten Sozialsystem

beseitigt werden konnte, zeigt eines ganz deutlich: Die Solidarität mit den Armen darf nicht dem Staat übergeben werden. Betroffenheit kann vieles auslösen: Nachbarn helfen unbürokratisch. Sozial denkende Arbeitgeber richten Teillohnstellen ein. Liegenschaftsbesitzer und Immobilienverwalter suchen nicht die maximale Rendite, sondern vermieten Wohnungen günstig oder stellen der Stadt Notwohnungen zur Verfügung. Dieses Engagement sollte Schule machen.

Das zweite Verdienst der Ausstellung ist, dass sie die Betroffenen in den Vordergrund gestellt hat. Sie wurden nicht voyeuristisch angeschaut, es wurde nicht in Abwesenheit über sie gesprochen, sondern ihre Forderungen wurden auf einem Podium ernsthaft diskutiert – und sie waren nicht nur im Publikum, sondern auch auf der Bühne vertreten. Ihre Forderungen waren selbstbewusst, konkret und gingen teilweise sehr weit. Wer zum Beispiel fordert, die Arbeit innerhalb der Sozialhilfe müsse dem Lebenslauf angepasst und weitere Entwicklungschancen gewährleisten, überfordert Projekte, in denen es erst einmal darum geht, den Sozialhilfebezügern wieder zu strukturierten Tagen zu verhelfen.

Die Forderungen der Armen dürfen aber ebenso idealistisch sein wie jene anderer Interessengruppen. Sie sind keine «Menschen der dritten Klasse», wie der für die Ausstellung zusammengestellte Chor sang, sondern Diskussionspartner auf Augenhöhe. Wollen sie gehört werden, so müssen sie weiterhin ihre Forderungen formulieren. Aber: Wer Forderungen stellt, darf nicht einfach Verbesserungen erwarten, sondern muss auch mit Kritik umgehen können.

Plattformen wie die Armutskonferenzen muss es weiterhin geben – Arme erhalten dadurch eine Stimme und befreien sich ein Stück weit aus der Isolation. Wenn die Ausstellung «Im Fall» dies erreicht hat, bleibt mehr zurück als ein paar Stellwände und interaktive Exponate, die für kurze Zeit die Alte Kaserne orange zum Leuchten brachten. Dann hat das «Europäische Jahr zur Bekämpfung von Armut» wirklich etwas gebracht. Nämlich den Einbezug der Schwächsten in die politische Diskussion.

Der Zürcher Journalistenpreis 2011

Kategorie Zeitschrift

wird

Otto Hostettler
und
Dominique Strebel

für ihren Artikel

Ein dunkles Kapitel

erschienen im Beobachter vom 3. September 2010

verliehen.

Zürich, 24. Mai 2011

Die Jury:



Fredy Gsteiger



Andrea Masüger



Marco Meier



Susanne Mühlemann



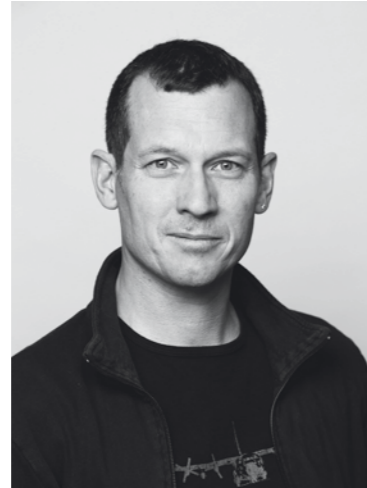
Margrit Sprechler

Preisträger



Otto Hostettler

Seit ich 1989 als Volontär bei der «Soothurner Zeitung» hauptberuflich in den Journalismus eingestiegen bin, erlebe ich immer wieder das Gleiche: Auf kritische Fragen hüllen sich Entscheidungsträger reflexartig in Schweigen. Das war bei Gemeindebehörden so, später in der Berner Kantonpolitik. Heute bei Firmen, Institutionen und nationalen Behörden – im Unterschied zu früher ist das Schweigen aber PR-mässig besser verpackt. 1992 wechselte ich zur «Berner Zeitung» – und blieb bis 2005. Hier berichtete ich hauptsächlich über Themen der Kantonpolitik, dazu beschäftigte mich auch die Expo.01 (die zur Expo.02 wurde) sowie das Debakel der Pensionskasse der bernischen Lehrerschaft. Nach zwei Jahren beim «K-Tipp» stiess ich 2007 zum «Beobachter». Hier fühle ich mich manchmal wie auf einer journalistischen Insel im kurzlebigen Medien-Ozean. Etwa als ich während Wochen Kontakte mit früheren Heimkindern aufbaute, sie teils bei der Akteneinsicht unterstützte, um so Fakten auf den Tisch zu bringen. Solch aufwendige Recherchen sind hier nicht nur möglich, sie sind auch nötig. Wir Journalisten dürfen uns nicht davor drücken, offizielle Verlautbarungen zu hinterfragen, beschönigende Worte zu klären und die tatsächlichen Ereignisse hinter wichtigen Entscheidungen zu rekonstruieren. Privat lebe ich mit meiner Familie in Biel. Einer politischen Partei gehöre ich nicht an, dafür engagiere ich mich zusammen mit einigen Berufskollegen im Verein investigativ.ch, einem Netzwerk der Recherchierjournalisten.



Dominique Strebel

Ich bin ein juristisch-journalistischer Bastard. Die analytische Schärfe des Rechts hat mich ab 20 genau so begeistert wie die packende Schreibe der Journalisten. Und so vagabundiere ich zwischen diesen beiden Welten hin und her, seit bald 24 Jahren. Fremd als Jurist unter Journalisten und unbehaust als Journalist unter Juristen. Ein Hybridgewächs. Ich habe als Assistent an der Universität Bern Rechtsgutachten geschrieben, als Radiokorrespondent Bundesgerichtsurteile auf eine Minute und zehn Sekunden zusammengefasst, daneben Features über Friedrich Glauser produziert und mich in Improvisationstheater ausgebildet, später literarische Wanderbücher verfasst und juristische Ratgeber für Laien, Fachartikel für die juristische Zeitschrift «plädoyer» geschrieben und Politartikel für die «NZZ am Sonntag» und die «Weltwoche». So tuckere ich durchaus vergnügt als Zweitakter durch die Welt. Mit meinem kleinen legalo-journalistischen Antrieb. Jus-News-Jus-News. Meine unruhige Seele hat beim Beobachter eine Heimat, im Verein der Recherchierjournalisten «investigativ.ch» Gleichgesinnte und in Recherchekursen für Journalisten aufmerksame Zuhörer gefunden. Und noch immer versuche ich, mit juristischem Blick jene Angelpunkte zu entdecken, von denen aus sich die Welt mit journalistischen Texten ein klein wenig verändern lässt. Auch oder gerade als Bastard.

Laudatio

Laudatio für den Artikel
Ein dunkles Kapitel
von *Dominique Strebel und Otto Hostettler*
erschieden im *Beobachter*,
3. September 2010

Den «Beobachter»-Autoren Dominique Strebel und Otto Hostettler ist das gelungen, worauf Journalismus im besten Falle abzielt. Sie haben mit ihrer Arbeit mitgeholfen, einen Missstand aufzudecken und Wiedergutmachung einzufordern, soweit dies überhaupt möglich ist.

«Liederlich», «arbeitsscheu» und «verwahrlost» – bis 1981 genügten solche Qualifikationen der Sozial- und Vormundschaftsbehörden, um Jugendliche aus ungeordneten oder schwierigen Familienverhältnissen für unbestimmte Zeit ins Gefängnis oder eine geschlossene Anstalt zu stecken. Und so wurden bis zur Ratifizierung der Europäischen Menschenrechtskonvention durch die Schweiz hierzulande Heim- und Verdingkinder weggesperrt, zwangssterilisiert, ausgenutzt und misshandelt. Das Instrument hiess Administrativversorgung.

2008 hat sich mit Ursula Müller-Biondi eine erste Betroffene mit ihrer Lebensgeschichte auf der «Beobachter»-Redaktion gemeldet. Ursula Biondi wurde 1966 mit 17 Jahren als Schwangere «administrativ versorgt» und in eine Strafanstalt gesteckt. Ihr Schicksal war eine von vielen «Betroffenen»-Geschichten, die auf die Redaktion des «Beobachters» gelangten. Das Magazin ist zur journalistischen Institution geworden für Menschen, die sich mit Ungerechtigkeiten allein gelassen und ungehört fühlen.

Der Journalist Dominique Strebel und sein Kollege Otto Hostettler nahmen sich des Themas an. Dominique Strebel war bereits vertraut mit den Schriften des Seeländer Schriftstellers und Philosophen Carl Albert Loosli (1877-1959). Loosli, selber Pflegekind mit Anstaltserfahrung, engagierte sich im Kampf gegen Anstalten und das Verdingkinderwesen und für

ein humanes Jugendrecht. Er thematisierte das Thema Administrativjustiz bereits in den 1930er Jahren. Die Geschichte der als junge Frau zwangsverwahrten Ursula Biondi, die es später trotz ihrem Schicksal aus einfachen Verhältnissen an den Zürichberg schaffte, schlug ein. Umgehend meldeten sich über siebzig andere Betroffene bei den Autoren.

Die Journalisten zogen das Thema weiter. Und weil die Opfer nicht einfach nur ihre Geschichte erzählen wollten, sondern nach einer politischen Auseinandersetzung mit dem Thema verlangten, begannen sie Rehabilitation einzufordern. Im vergangenen Jahr entstand neben einem Buch («Weggesperrt») auch der hier prämierte Artikel, die Titelgeschichte: «Zeit für eine Entschuldigung – ein dunkles Kapitel».

Die journalistische Arbeit zeigte Wirkung und mündete erfolgreich in einen politischen Prozess. Nachdem man zuerst Abfahren erhalten hatte, machten sich mittlere Kader in der Verwaltung für das Thema stark, und es kam im Schulterschluss zwischen Exponenten des Bundes und der Kantone am 10. September 2010 zu einem offiziellen Empfang der Betroffenen und einer Entschuldigung von Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf. Mitte April wurde im Parlament eine Gesetzesinitiative zur Rehabilitation der Administrativversorgten eingereicht.

Wir möchten Dominique Strebel und Otto Hostettler für ihre konsequente und kontinuierliche journalistische Auseinandersetzung mit dem Thema den Zürcher Journalistenpreis 2011 verleihen.

Susanne Mühlemann

Ein dunkles Kapitel

Beobachter 3.9.2010

Jugendliche wurden in der Schweiz zwangssterilisiert, unschuldig weggesperrt, als Verding- oder Heimkinder ausgenutzt und misshandelt – bis in die achtziger Jahre. Die Zeit ist reif für eine umfassende Wiedergutmachung durch die offizielle Schweiz.

Von Dominique Strelbel und Otto Hostetter

Bernadette Gächter war 18 Jahre alt, als ihr ein Arzt die Eileiter durchschnitt. Pflegemutter und Hausarzt wollten es so, weil sie schwanger war. Nur Bernadette wollte es nicht. Sie wollte das Kind. Doch ihr Wille zählte nicht. Der Chefarzt der Psychiatrischen Klinik Wil SG erklärte sie für «geistesschwach» und schrieb in seinem Gutachten, dass «auch aus eugenischen Gründen ihre Fortpflanzung verhindert werden sollte». Das geschah nicht im Mittelalter, sondern im Jahr 1972. Zu einer Zeit, als die Menschheit schon auf dem Mond gelandet war, die Jugendzeitschrift «Bravo» eben zwei ganze Hefte zum Thema Selbstbefriedigung publiziert und die Erfinderin des Minirocks bereits den Orden des britischen Empire erhalten hatte.

Doch in Schweizer Gemeinden wie St. Margrethen SG, Oberwil AG oder Rathausen LU herrschte ein anderer Geist. Da mussten Verdingkinder wie Paul Pfenninger ohne Lohn wie Erwachsene schufteten, wurden wegen Kleinigkeiten verprügelt und am Sonntag in den Keller gesperrt, Heimkinder wie Eduard Steiner wurden misshandelt und missbraucht und aufmüpfige Jugendliche wie Gina Rubeli in Strafanstalten administrativ versorgt – unschuldig und ohne Urteil.

Gächter, Pfenninger, Steiner (siehe nachfolgende Porträts) sowie Rubeli sind Opfer von Sozial- und Vormundschaftsbehörden wie Zehntausende in der Schweiz. Die Ämter versuchten lange, die Probleme mit «arbeitsscheuen», «renitenten», «liederlichen» Jugendlichen mit harter Hand zu lösen: Statt zu helfen, sperrten sie weg, liessen sie sterilisieren und sahen weg, wenn es Prügel gab.

Der Staat muss das Schweigen brechen

Solch krasse Methoden waren gängig bis weit in die achtziger Jahre. Die administrative Versorgung wurde erst 1981 unter dem Druck der Europäischen Menschenrechtskonvention

abgeschafft. Die Zwangssterilisation von «geistesschwachen Personen», die «aller Voraussicht nach nur ungesunden Nachwuchs hervorbringen» können, war im Kanton Waadt gar bis 1985 erlaubt, und das letzte Verdingkind, das verbürgt ist, erhielt seine Freiheit erst 1989.

«Bund, Kantone und Gemeinden sollten endlich das Unrecht wiedergutmachen, das die Behörden Zwangssterilisierten, administrativ Versorgten, Verding- und Heimkindern angetan haben», fordert jetzt die 56-jährige Berna-

«Wo bleibt ein vergleichbarer Bericht zu den Geschehnissen in der Schweiz? Wo die Entschuldigung der Regierung? Wo die Entschädigung der Opfer?»

dette Gächter. Denn bisher hat die offizielle Schweiz immer geschwiegen zum Unrecht, das man den Opfern von fürsorglichen Zwangsmassnahmen angetan hat.

Zwar wollte der Nationalrat die Zwangssterilisierten für das erlittene Unrecht entschädigen und arbeitete 2001 ein entsprechendes Gesetz aus, doch 2004 wurde es vom neugewählten Parlament auf Antrag des damaligen Justizministers Christoph Blocher sang- und klanglos beerdigt. Wenige Monate später lehnte es das Parlament auch ab, die Geschichte der Heim- und Verdingkinder aufzuarbeiten. Daran besteht heute «aus heutiger Sicht weder ein Bedarf noch eine hohe Dringlichkeit», denn es «werden kaum Ergebnisse erwartet, die für die heutige Praxis nutzbar wären».

Die Aufarbeitung verläuft sehr zögerlich

Doch bald merkte der Bund, dass diese Haltung falsch war: «Damit die Qualität des Pflegekinderwesens entwickelt werden und die notwendige Professionalisierung auf allen Ebenen stattfinden kann, ist es unumgänglich, dass die Geschichte des Pflegekinderwesens in der Schweiz möglichst rasch und umfassend aufgearbeitet wird», schrieben die Experten 2005 in ihrem Schlussbericht zur Revision der Pflegekinderverordnung. Nur wer die Vergangenheit

kennt, kann Lehren für die Zukunft ziehen – damit sich das Unrecht nicht wiederholt.

Nur wenige Kantone unterstützen aber die Erforschung dieses dunklen Kapitels der Schweizer Geschichte, und der Nationalfonds bewilligte bloss wenige Einzelprojekte. «Es gibt erst Arbeiten zu einzelnen Institutionen oder Regionen», sagt Historiker Marco Leuenberger, der ein Buch zu den Verdingkindern herausgegeben hat. «Auf viele Fragen gibt es deshalb keine Antworten.» So bleiben auch die Motive, Arbeitsweisen und Handlungsspielräume der Behörden weitgehend unerforscht – vor allem in ländlichen Verhältnissen.

Dass es auch anders geht, zeigt Irland. Dort publizierte die Regierung 2009 einen fünfbandigen Report über die Heime, in denen Kinder und Jugendliche von 1930 bis 1970 geprügelt, missbraucht und gedemütigt wurden; Irlands Präsidentin entschuldigte sich bei den Opfern, und für Entschädigungszahlungen wurde ein Fonds mit über einer Milliarde Euro eingerichtet.

«Wo bleibt ein vergleichbarer Bericht zu den Geschehnissen in der Schweiz? Wo die Entschuldigung der Regierung? Wo die Entschädigung der Opfer?», fragt der Zürcher Historiker Thomas Huonker, der intensiv über Zwangssterilisierte, administrativ Versorgte, Verding- und Heimkinder geforscht hat. «In der Schweiz werden einschlägige Forschungsprojekte minimal finanziert, und eine offizielle Entschuldigung sowie schäbige Entschädigungen erhielten einzig die «Kinder der Landstrasse», jene Opfer aus jenen Familien, die aus ethnischen Gründen gezielt verfolgt worden waren.»

Seit kurzem besteht nun aber Hoffnung, dass sich auch die Schweiz endlich eines Besseren besinnt. Denn zumindest das Unrecht, das administrativ Versorgte erfahren haben, will Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf zusammen mit kantonalen Sozial- und Justizdirektoren wiedergutmachen. Deshalb wird sie am 10. September rund 30 Betroffene in der Strafanstalt Hindelbank empfangen (siehe Box «Hintergrund»). Der Beobachter hat wiederholt über administrativ Versorgte berichtet und eine Wiedergutmachung für sie gefordert. Soeben ist dazu auch ein Buch erschienen.

Dieses politische Tauwetter darf aber nicht nur den administrativ Versorgten zugutekommen. Es sollten alle Opfer von fürsorglichen Zwangsmassnahmen davon profitieren – auch Zwangssterilisierte, Verding- und Heimkinder.

Deshalb fordert der Beobachter für sie einen vergleichbaren Empfang.

«Was nützt uns ein warmer Händedruck?»

Bei den Zwangssterilisierten macht gar die Uno Druck: Letzten November empfahl der Uno-Menschenrechtsausschuss der Schweiz dringend, das an Zwangssterilisierten «begangene Unrecht durch Formen der Genugtuung, einschliesslich nichtfinanzieller Mittel wie einer öffentlichen Entschuldigung, wiedergutzumachen».

Auch bei den Verding- und Heimkindern ist die Zeit für eine offizielle Entschuldigung reif. In Luzern signalisiert Regierungsrat Guido Graf, dass er dazu bereit ist: «Eine Entschuldigung ist für die Betroffenen wichtig.» Er will aber den Bericht des Historikers Markus Furrer abwarten, der zurzeit die Missstände in Luzerner Kinderheimen dokumentiert. «All diesen Menschen sind wir es schuldig, die Geschichte aufzuarbeiten und die Wahrheit ans Licht zu bringen», sagt Graf. Er empfiehlt anderen Kantonen, dies auch zu tun.

So fände ein langes Hin und Her einen Abschluss: Bereits Ende der dreissiger und vierziger Jahre empörte sich die Öffentlichkeit über Zustände in Erziehungsheimen und über die Praxis der administrativen Versorgung. Doch die Debatte verstummte. Anfang der Siebziger wurde die öffentliche Diskussion darüber wieder aufgenommen – erneut ohne Resultate. Die letzte Welle von Kritik und behördlicher Untätigkeit dauerte von 1999 bis 2004, drehte sich um Zwangssterilisierte und Verdingkinder und vererbte ohne Ergebnisse.

Wenn die Empörung über die Praktiken der damaligen Sozial- und Vormundschaftsbehörden jetzt die Öffentlichkeit wieder bewegt, müssen für Betroffene endlich auch konkrete Resultate folgen. Denn jede verpasste Gelegenheit zur Wiedergutmachung ist eine erneute Ohrfeige für die Opfer.

Dabei dürfen es die Behörden nicht bei einer Entschuldigung bewenden lassen (siehe Nebenartikel «Forderungen: Wiedergutmachung, aber richtig!»). «Was nützt uns ein warmer Händedruck und eine Entschuldigung?», fragt Willy Mischler, der als Heimkind im Waisenhaus «Mariahilf» in Laufen (damals BE) in der Badewanne zur Strafe wiederholt fast eräuft wurde. «Es braucht auch eine Entschädigung in Form eines Fonds für Härtefälle. Denn viele Opfer hatten durch die Misshandlungen

einen äusserst schlechten Start ins Leben und leben deshalb heute in Armut.»

Einen solchen Fonds für hilfsbedürftige Heimkinder, Verdingkinder, Zwangssterilisierte und administrativ Versorgte fordert die grüne Berner Grossrätin Christine Häslar mit einem soeben eingereichten parlamentarischen Vorstoss: «Manche der Betroffenen erlebten in ihrer Kindheit und Jugend so viel Leid, Gewalt und Not, dass sie sich nie richtig erholen und entwickeln konnten», begründet sie die Forderung nach finanzieller Entschädigung. Da kann man nur hoffen, dass auch in anderen Kantonen und auf Bundesebene ähnliche Vorstösse eingereicht werden und so – vergleichbar mit Irland – ein nationaler Fonds möglich wird.

Als 18-Jährige unter Zwang sterilisiert: Bernadette Gächter



Ein Leben ohne Kinder: Bernadette Gächter heiratete zwei Jahre nach der Sterilisation. ZVG

«Als ich sechs Jahre alt war, brachte mich meine Mutter zur psychologischen Abklärung ins Zürcher Kinderspital. Der Grund: Ich hätte masturbiert, behauptete sie. Dort diagnostizierte ein Assistenzarzt bei mir ein «hirnorganisches Psychosyndrom». Das nannte sich später POS und wäre nach heutigem Verständnis absolut harmlos gewe-

sen. Doch diese Diagnose, die auch noch falsch war, verfolgte mich ein Leben lang. Nach diesem Untersuchungsband mir meine erzkatholische Mutter nachts immer die Beine zusammen – bis ich neun Jahre alt war.

In der Schule in St. Margrethen kam ich bestens mit, fiel auch im Betragen nicht sonderlich auf. Trotzdem wurde ich auf Wunsch meiner Mutter immer wieder psychologisch abgeklärt. Einmal steckte man mir sogar Elektroden in die Nasenlöcher. Nach diesen Abklärungen bekam ich immer kleine Geschenke. Dass damit mein Leben zerstört wurde, ahnte ich nicht.

Meine Mutter schlug mich oft wegen Kleinigkeiten – nicht selten zerbrach die Kochkelle an meinem Kopf. Sie sperrte mich auch immer wieder in den Keller oder in die Toilette. Ich reagierte mit Wut, aber das machte die Sache nur noch schlimmer. Gegen aussen merkte man nichts von alldem – unsere Familie galt als vorbildlich. Mit 13 missbrauchte mich mein Vater.

1972, als ich 18 war, erfuhr ich per Zufall, dass meine Mutter gar nicht meine leibliche Mutter ist. Ich war wie vor den Kopf geschlagen und wollte von meiner Pflegemutter mehr wissen. Aber sie hat mir nichts erzählt. Deckel drauf. Ich sah nicht ein, weshalb ich in dieser Familie noch bleiben sollte. Als eine erste Beziehung zu einem Mann auch noch zerbrach, liess ich mich gehen und blieb oft bis morgens um zwei im Ausgang. Meine Pflegemutter erwartete mich jeweils hinter der Tür und schimpfte, ich sei die genau gleiche Hure wie meine Mutter.

Dann wurde ich schwanger und ging – naiv, wie ich war – zum Hausarzt. Der erzählte es meiner Pflegemutter. Und beide zusammen drängten mich zur Abtreibung. Sie sagten: «Hör, Bernadette, du hast bei der Geburt einen Hirnschaden erlitten. Der ist vererbbar. Dein Kind hätte diesen Hirnschaden auch. Willst du das?»

Dann schickten sie mich in die Psychiatrische Klinik Wil. Um einen ovalen Tisch sass ein Arzt in weissen Kitteln. Zuoberst der Chefarzt Dr. Singeisen. Der fragte mich, ob ich denn das Kind wolle. Ich sagte: sicher. Ich wolle das Kind. Es war wie bei einem Verhör vor Gericht. Erst bei der Akteneinsicht 30 Jahre später habe ich gemerkt, dass es bei diesem «Gespräch» bereits um die Sterilisation gegangen war. Und dass Dr. Singeisen mich als «schwer psychopathisch» und «geistesschwach» und die «Sterilisation aus eugenischen Gründen» als «sehr erwünscht» bezeichnete – also um das Erbgut der Bevölkerung zu «verbessern». Der Wiler Chefarzt hatte bereits meine leibliche Mutter in einem

Wiedergutmachung, aber richtig!

Gutachten als haltlose, kriminelle Psychopathin abgestempelt.

Die Pflegemutter und der Hausarzt bearbeiteten mich so lange, bis ich den vorgelegten Zettel unterschrieb. Was genau ich unterschrieben hatte, wusste ich nicht. Ich habe es zwar gelesen, aber ich wollte einfach meine Ruhe haben.

Im September 1972 hat man mir im Kantons-Spital St. Gallen das Kind weggemacht und die Eileiter durchtrennt. Mit 18 Jahren war ich für immer sterilisiert.»

Bald danach zog Bernadette Gächter aus, heiratete und fand eine Stelle als kaufmännische Sachbearbeiterin bei einem Handelsunternehmen. Sie ist heute 56-jährig, geschieden und arbeitet noch immer im gleichen Betrieb. 2006 erschien über sie im Chronos-Verlag das Buch «Widerspenstig» von Jolanda Spirig.

Als Verdingkind geschunden: Paul Pfenninger wurde mit 8 Jahren als Arbeitskraft einem Bauern übergeben

«Komm, wir gehen Eisenbahn fahren», sagte eines Morgens die Ordensschwester zu mir. Ich lebte damals in einem Heim, war acht Jahre alt und freute mich. Wir fuhren nach Oberwil im Aargau, gingen aufs Feld eines Bauern. Die Schwester setzte mich zu ihm auf den Traktor. Als ich mich umdrehte, war sie verschwunden. Hier musste ich bleiben. Kein Abschied, nichts.

Bei diesem Bauern musste ich von morgens um fünf bis abends spät chrampfen wie ein Knecht. Stall ausmisten, Holz spalten. Ich, ein achtjähriger Bub. Die Schule am Vormittag und am Nachmittag war wie Erholung. Spielen war ein Fremdwort für mich.

Am Sonntag nach der Morgenschicht im Stall öffnete der Bauer jeweils die Falltür im Küchenboden und sperrte mich in den Keller. Bis vier Uhr, wenn der Abendstalldienst begann.

Geschlagen und geprügelt hat er mich wegen nichts und wieder nichts. Wenn ich am Boden lag, trat er mir immer in den Magen. Richtig wie ein Tier ging er auf mich los. Nie sagte er mir den Namen – nur «Fuule Siech, mach endlich!», «Schofseckel chum mol do häre». Zu essen gab es nur Reste. Selbst ein Stück Brot zu nehmen, getraute ich mich nicht.

Es interessierte offenbar niemanden, wie ich behandelt wurde. Kein Nachbar reklamierte, nie kam der Vormund vorbei. Dann, eines Tages im Jahr 1957, als ich schon vier Jahre bei diesem Bauern war, kam plötzlich der Dorfpfarrer mit



Paul Pfenninger als 18-Jähriger.

zvg

vier Leuten. Ich war noch im Übergewändli. Der Pfarrer sagte: «Komm mit.» Da haben sie mich in Bremgarten ins «Josefheim» getan. Nach vier Monaten kam ich aber wieder zu einem Bauern. Da war es genau das Gleiche. Wieder war ich nur der Sauhund und der faule Kerl. Der einzige Unterschied: Am Sonntag sperrte er mich nicht in den Keller. Ich musste aber den ganzen Tag das Vieh putzen.

1961, als ich 16 Jahre alt war, hatte ich definitiv die Nase voll. Mit einem alten Velo radelte ich nach Zufikon zu meinem Vormund, trat ins Büro und sagte: «Entweder lässt du mich frei, oder ich beschaffe mir eine Pistole und lege alle um.» Der Vormund sagte, ich könne machen, was ich wolle. Ich haute ab. Von da an gings aufwärts.»

Nach seiner Flucht vom Verdingbauern konnte sich der 16-jährige Paul Pfenninger zum Automechaniker ausbilden lassen, fand eine Stelle im Zürcher Triemli-Spital, wo er eine Lehre als Sanitär absolvierte und bis zur Pensionierung arbeitete. Pfenninger ist heute 65 Jahre alt, pensioniert, geschieden und Vater zweier erwachsener Töchter.

Im Kinderheim gequält: Eduard Steiner verbrachte 13 Jahre in der Erziehungsanstalt Rathausen LU

«Ich kam 1939 als Fünfjähriger in die Erziehungsanstalt Rathausen LU, eingewiesen von der Gemeindebehörde Willisau. Meine Mutter sei an einer Lungenblutung gestorben, hiess es offiziell. . . . Tatsächlich aber wurde sie erschossen. Auf einem Ausflug sassen wir auf einer Bank, ich auf ihren Knien. Plötzlich spürte ich an meinem Kopf einen Schmerz, eine Schrotkugel hatte mich getroffen. Meine Mutter verblutete an den Schusswunden. Der Fall wurde nie aufgeklärt. Wer mein Vater ist, weiss ich bis heute nicht.

Wir mussten schon mit fünf, sechs Jahren hart arbeiten. Kartoffeln graben, im Winter gefällte Bäume auf die Wege ziehen. Beim kleinsten Ungeschick wurde einem ein Bambusrohr über den Grind geschlagen. Es reichte, wenn ein bisschen Suppe über den Tellerrand schwappte.

Zu essen gab es praktisch jeden Tag gekochte Kartoffeln. Mit 17 Jahren wog ich nur 34 Kilo. Prügel gab es tagtäglich, ja stündlich. Von den Ingebohler Schwestern genauso wie von den Priestern und vom übrigen Personal. Wenn wir geschlagen wurden, hiess es, wir seien selber schuld. Einmal wurde ich für zwei Tage und zwei Nächte im «Chrutzi», einer Gefängniszelle, eingesperrt. Ohne Matratze, mit etwas Suppe und vielen Schlägen auf den Kopf.

Direktor L. verging sich an minderjährigen Knaben, das wusste man. Er versuchte auch mich zu missbrauchen. Als ich etwa elfjährig war, ging ich mit einem anderen Knaben auf das Statthalteramt Luzern. Dort wollten wir uns über die Zustände im Kinderheim beschweren. Doch sie obrfeigten uns und jagten uns davon. Später musste Direktor L. trotzdem gehen.

Der neue Direktor rühmte sich, die Zustände zu verbessern. Aber er schlug die Kinder genauso wie sein Vorgänger. In der Näherei liess er sich aus Zeltstoff ein Etui nähen, in dem er seinen Stock aufbewahren konnte.

Viele Kinder waren verzweifelt. Es gab auch Todesfälle, Suizide. Mehrere Kinder stürzten sich aus Verzweiflung in die Reuss, zum Beispiel Ottilia. Die Nonnen sagten nach ihrem Tod, Ottilia sei unerlaubt baden gegangen. Aber das war kein Unfall.

Nach einer Bemerkung beim Abendmahl zitierte mich einmal der Vikar zur Strafe spät abends in die Kirche. Nur mit einem Hemd bekleidet, das Gesäss und meine Genitalien waren

nackt, musste ich hinknien und die Arme ausstrecken. Er legte schwere Bücher auf meine Hände, und ich durfte mich nicht bewegen. Dann schlug er mit einem Messingstab auf meinen Kopf. Die Narbe auf dem Kopf schmerzt mich heute noch.»

Als Eduard Steiner 18-jährig von Rathausen wegkam, lernte er Gärtner. Später bildete er sich unaufhörlich weiter und brachte es zum Logistikchef einer Baufirma. Schliesslich führte er viele Jahre zusammen mit seiner Frau einen Antiquitätenhandel und eine Baufirma für historische Häuser. Er ist seit 45 Jahren in zweiter Ehe verheiratet, hat einen erwachsenen Sohn sowie eine Tochter aus erster Ehe.



Abgemagert in die Freiheit: Eduard Steiner kurz nach seinem Weggang von Rathausen.

zvg

Was Bund, Kantone und Gemeinden jetzt für die Opfer von fürsorglichen Zwangsmassnahmen machen müssen. Acht Forderungen des Beobachters.

1. Der Staat muss sich bei allen entschuldigen

Nicht nur bei administrativ Versorgten, sondern auch bei Zwangssterilisierten, Verding- und Heimkindern: Die Behörden von Bund, Kantonen und Gemeinden müssen sich bei allen Opfern von fürsorglichen Zwangsmassnahmen entschuldigen – und zwar schnell, unkompliziert und vor allem öffentlich. Vorbild dafür ist der Empfang der administrativ Versorgten durch Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf am 10. September 2010 in Hindelbank.

2. Zwangsarbeit soll entschädigt werden

Administrativ Versorgte, Verding- und Heimkinder haben vielerorts Zwangsarbeit geleistet, ohne entschädigt zu werden. Dies war schon damals widerrechtlich. Es widersprach dem internationalen Übereinkommen über Zwangs- und Pflichtarbeit, das die Schweiz 1941 unterzeichnet hatte. 1970 intervenierte eine Uno-Organisation beim Bund, ohne Folgen. Zwangsarbeit muss nachträglich angemessen entschädigt werden.

3. Es braucht einen grosszügigen Fonds zur Entschädigung Betroffener

Bund, Kantone und Gemeinden müssen als Wiedergutmachung für das widerfahrene Unrecht einen Fonds äufnen. Dieses Geld kann für Entschädigungszahlungen oder zur Unterstützung Betroffener in finanzieller Not verwendet werden.

4. Rückerstattung illegaler Zahlungen

Oft mussten Eltern für den unfreiwilligen Aufenthalt ihrer Kinder in Erziehungsanstalten oder für andere Zwangsmassnahmen bezahlen. Das Geld ist Betroffenen mit Zinsen zurückzugeben.

5. Die Akten gehören den Betroffenen

Opfer von fürsorglichen Zwangsmassnahmen haben bisher keinen Anspruch darauf, dass Behörden und Anstalten ihnen ihre Akten aushändigen. Diese Unterlagen enthalten aber oft Unwahrheiten und stellen ihre Persönlichkeit verzerrt oder falsch dar und benachteiligen viele Betroffene noch heute. Deshalb müssen sie ihre Akten im Original herausverlangen können. Gemeinwesen und Anstalten sind zudem zu verpflichten, den Zugang zu den Dossiers auf einfaches Gesuch hin unverzüglich zu gewähren.

6. Ein Kapitel in den Schulbüchern

Die Geschichte der fürsorglichen Zwangsmassnahmen der Sozial- und Vormundschaftsbehörden gehört in die Dauerausstellung des Landesmuseums und in die Schulbücher.

7. Mehr Geld für die Erforschung der Sozialgeschichte

Bund, Kantone und Gemeinden müssen Gelder sprechen, um die Geschichte der fürsorglichen Zwangsmassnahmen umfassend historisch aufzuarbeiten.

8. Hilfe bei der Suche nach Eltern und Kindern

Vielen Zwangssterilisierten und administrativ Versorgten wurden die Kinder gegen ihren Willen weggenommen. Sie haben nie mehr von ihnen gehört. Bund und Kantone müssen zwangsadoptierten Kindern und Verdingkindern aktiv helfen, ihre Eltern zu finden. Gleichzeitig müssen die Behörden die Eltern bei der Suche nach ihren Kindern unterstützen.

Der Zürcher Journalistenpreis 2011

Kategorie Nachwuchs

wird

Maurice Thiriet

für seinen Artikel

Die eingebildete Astronautin

erschienen im Tages-Anzeiger vom 17. August 2010
verliehen.

Zürich, 24. Mai 2011

Die Jury:


Fredy Gsteiger


Andrea Masüger


Marco Meier


Susanne Mühlemann


Margrit Sprecher

Preisträger



Maurice Thiriet

Am Anfang stand ein Schulhaus in Zürich-Affoltern. Der Auftrag der «Vorstadt»-Redaktion lautete: «Schauplatz Apéro anlässlich Vernissage von Kunst am Bau.» Der Anlass war weniger langweilig als vermutet. Zufällig hörte ich den Schulleiter im Lehrzimmer laut mit dem Architekten schimpfen. Ein «komplett biireweicher Schneck» sei gegen alle Abmachungen so an die Wand eines Klassenzimmers geklebt, dass keine schulische Atmosphäre mehr zu verbreiten sei. Der Architekt bezichtigte den Schulleiter noch lauter als «Banaus!». Aus dem erwarteten Wohlfühlschauplatz auf Seite 22 unten wurde der Frontaufmacher «Streit um Kunst am Bau eskaliert». Der erste Primeur.

Es folgten Einsätze bei «20 Minuten Online». Einer davon auf dem Bundesplatz, wo linke Demonstranten im Oktober 2007 den fertig aufgebauten Festplatz der SVP verwüsteten. Ich war zu spät dran vom Bahnhof in Richtung Strassenschlacht an der Münsterergasse. Nur zufällig traf ich gleichzeitig mit der randalierenden Horde am Bundesplatz ein. Die Video-bilder wurden weltweit ausgestrahlt. Der erste Scoop.

Seit drei Jahren schreibe ich wieder. Im «Tages-Anzeiger». Wie auf den Lehrer und den Architekten im Schulhaus, wie auf den Mob auf dem Bundesplatz stiess ich auch auf die falsche Astronautin zufällig. Ein Blogger hatte ihre Geschichte angezweifelt, sie aber aus Angst vor ihren Anwälten weiterwursteln lassen. Der Blogger ist mittleren Alters und alleinstehend. Nicht zufällig: Gute Geschichten sind wie gute Frauen. Man trifft zufällig auf sie und wer nicht hartnäckig dranbleibt, kriegt sie nicht.

Laudatio

Laudatio für den Artikel
Die eingebildete Astronautin
von Maurice Thiriet
erschienen im Tages-Anzeiger,
17. August 2010

Es gibt ja Schwarzmalerei, die behaupten, Journalismus werde immer langweiliger, immer berechenbarer. Die wachsende Zeitnot, der wachsende Spardruck führten dazu, dass immer mehr Artikel immer liebloser daherkommen. Zwar irgendwie ganz in Ordnung, aber auch nicht wirklich prickelnd. Von der Stange halt, statt massgefertigt.

Nun kann und soll nicht jede einzelne Nachricht ein Feuerwerk an Einfällen sein, ein Meisterwerk der Form, ein Kunstwerk der Sprache. Aber: Ein bisschen Phantasie tut auch dem Journalismus gut. Porträts müssen sich nicht lesen wie Wikipedia-Einträge. Reportagen müssen kein verschriftlichtes Fernsehen sein. Einsteige, Dramaturgie, Sinnlichkeit, Verknüpfung von Anschauung und Analyse – überall sind phantasievolle Journalisten gefragt.

Wenn es hingegen um den Sachverhalt geht, ist Faktentreue geboten statt Imagination. Journalismus ist nicht Literatur. Journalismus vermittelt Wirklichkeit. Daraus beziehen wir Journalisten unsere ganze Glaubwürdigkeit.

Befremdlich ist, dass gerade da die Phantasie mit manchen von uns durchgeht. Mit den Fakten nehmen wir es oft nicht ernst genug. Da wird bisweilen munter fabuliert. Politiker, Wirtschaftsvertreter, Kulturschaffende oder Sportler dürfen krauses Zeug behaupten; egal – es wird gedruckt. Besonders, und zwar besonders negativ, fallen viele Webseiten auf. Hauptsache originell, scheint hier das Leitprinzip zu lauten. Ob wahr, ob vernünftig, ob einleuchtend – das spielt eine Nebenrolle. Eine forsche Behauptung, die bringt auch Klicks.

Kein Wunder, dass das manche ausnützen, die es mit Macht in die Medien drängt. Zum Bei-

spiel Barbara Burtscher, die Astronautin aus dem Toggenburg. Oder besser: die Fastronautin. Ihre Geschichte, dass sie es als Quereinsteigerin im Nu zur Nasa-Astronautin geschafft hat, mag auch manche, die sie ihr bereitwillig abkauften, nicht wirklich überzeugt haben. Aber attraktiv, originell – das war sie. Also brachte man sie, in Zeitungen, auf Webseiten, in Funk und Fernsehen.

Miesepeter all jene, die früh daran zweifelten. Manche wurden gar mit der Androhung juristischer Schritte von Recherchen abgeschreckt. Maurice Thiriet jedoch ging der Sache auf den Grund. Entlarvte die stratosphärische Geschichte. Verdienstvoll. Und darum preiswürdig.

Und die Lehre daraus: Zwar lässt sich, gerade unter Zeitdruck, nicht jedes Detail, nicht jedes Faktum umfassend überprüfen. Aber zumindest eines darf man doch verlangen: Eine Nachricht, eine Aussage ganz schlicht darauf abzuklopfen, ob sie plausibel ist. Ein simpler, aber ganz guter Filter. Es sei denn, man möchte gar nicht filtern. Man will sich eine knackige Story partout nicht durch Plausibilitätsüberlegungen kaputt machen lassen.

Fredy Gsteiger

Die eingebildete Astronautin

Tages-Anzeiger 17. August 2010

Eine Toggenburgerin erobert als Nasa-Mitarbeiterin die Titelseiten, tritt als Promi im «Samschtig-Jass» auf und parliert mit Kurt Aeschbacher. Weil ihre Geschichte so gut ist, fragt keiner genau nach. Ein Fehler. «Es wurde so viel geschrieben. Ich konnte nicht mehr alles kontrollieren.»

Von Maurice Thiriet

Physiklehrerin Barbara Burtscher (25) verschickte in ihrer noch jungen Karriere viele Medienmitteilungen. Gestern landete die vorläufig letzte in den Mailboxen der Redaktionen: «Barbara Burtscher zieht sich aus der Medienwelt zurück. Leider wurden ihre Worte oft verdreht. Ob es jetzt Education Center, Educator Resource Center oder einfach nur U.S. Space & Rocket Center heisst, sollte doch keine entscheidende Rolle spielen.» Der Medienmitteilung war ein Interview mit dem TA vorausgegangen, das sich nicht ganz so entwickelt hatte wie die anderen Interviews, die Barbara Burtscher gegeben hatte.

Und Barbara Burtscher gab viele Interviews. Im Sommer 2009 begannen sich die Journalisten ernsthaft für die junge Toggenburgerin zu interessieren, die scheinbar lebte, was alle anderen nur träumten. Sie habe ein «Nasa-Astronautencamp besucht» und beim Basteln einer Miniaturrakete eine derart gute Falle gemacht, dass «die Nasa-Leute anerkennend genickt» hätten, schrieb die «Schweizer Illustrierte». Am Ende des «Astronautencamps» sei eine dreistündige Mission im Spaceshuttle-Simulator auf dem Programm gestanden. «Die Nasa-Leute lobten mich: Noch nie habe ein Weltall-Neuling eine Mission derart perfekt gemeistert», liess sich Burtscher von der «Schweizer Illustrierten» zitieren. Dann habe man ihr gesagt, sie dürfe «jeden Sommer im Nasa Education Center» unterrichten.

Wenig später doppelte Burtscher auf «20 Minuten online» nach, die «Nasa-Instruktoren» hätten sie nach dem Kurs «eindringlich dazu aufgefordert», sich für das offizielle Astronautenprogramm zu bewerben, und in der G-Zentrifuge habe sie einen «neuen Nasa-Rekord» aufgestellt.

Danach gab es für die Schweizer Journalisten kein Halten mehr. Und schon gar kein Innehalten. Man buchte «Unsere Frau bei der Na-

sa», wie der «Blick» sie nannte, gerne. Und Burtscher sagte gerne zu. Sie war auf der Titelseite der «Coop-Zeitung», als Promi-Jasserin im «Samschtig-Jass», als angehende Astronautin bei Kurt Aeschbacher im Schweizer Fernsehen, bei Hannes Hug als Astrophysikerin im «Focus»-Interview auf DRS 3 und als «Ausserirdische» auch im «Tages-Anzeiger». Allein in den Printmedien erschien Burtschers Geschichte über 60-mal.

«Von der Uni zur Nasa»

Sie selbst stand den Medien in wenig nach. Auf dem Plakat für ein Benefizkonzert unter dem Patronat von Micheline Calmy-Rey liess sie sich als «Astrophysikerin, Nasa-Mitarbeiterin» aufführen. An der Universität Zürich hielt sie einen Vortrag unter dem Titel: «Ich will ins Weltall – Mein Weg von der Uni zur Nasa.» Diesen Sommer zog Burtscher nach. Sie verkündete, sie trete nun ihren Job als «Instruktorin im Nasa Education Center» in Huntsville, Alabama, an, worauf das «Oltner Tagblatt» feststellte: «Sie genießt derzeit eine hohe öffentliche Aufmerksamkeit als mögliche neue Astronautin der Schweiz.»

Bloss ein kleiner Schönheitsfehler in Burtschers Ausführungen machte stutzig: Ein «Nasa Education Center» gibt es nicht. Weder in Huntsville noch in Alabama, noch sonst wo. Das machen ein paar Telefonanrufe in den USA klar: Alle liessen sich von Burtscher an der Nase herumführen. Zwar war sie sowohl 2009 als auch 2010 in Huntsville, Alabama. Aber nicht am Nasa Education Center, sondern am U. S. Space and Rocket Center (Spacecenter). Das steht zwar auf dem gleichen Gelände wie das Nasa Marshall Space Flight Center, hat damit aber nicht viel zu tun. Das Spacecenter ist, wie das Verkehrshaus in Luzern, eine Einrichtung, in der Schüler für die Naturwissenschaften begeistert werden sollen. Einfach mit alten Spaceshuttles und Raumanzügen statt Lokomotiven und Pilatus-Fliegern.

Auf demselben Gelände befindet sich auch ein Educators Resource Center der Nasa. Doch das stellt dem Spacecenter nur Material und Infrastruktur für Führungen und Kurse zur Verfügung. Spacecenter-Sprecher Al Whitaker betont: Es gibt keine Nasa-Instruktoren beim Spacecenter. Barbara Burtscher ist nicht als Instruktorin angestellt, weder jetzt noch künftig. Weder von der Nasa noch vom Spacecenter. Sie habe sich für den Sommerkurs 2010 gemel-

det als Volunteer Instructor, als freiwillige Instruktorin. Sie habe keinen Lohn erhalten. Und es habe sie seines Wissens auch nie jemand aufgefordert, sich für das Astronautenprogramm der Nasa zu bewerben.

Als Steigbügelhalter für ihre kurze Karriere als Hochstaplerin nutzte Burtscher das Staatssekretariat für Bildung und Forschung (SBF). 2009 gewann eine ihrer Schülerinnen den jährlichen Wissenschaftswettbewerb des SBF. Der 1. Preis war eine Woche Sommercamp im Spacecenter. Burtscher durfte als Lehrerin mitfliegen. Vor ihrem Abflug gab sie noch ein Interview zusammen mit ihrer Schülerin, nach der Rückkehr redete sie hauptsächlich von sich und ihrem Job bei der Nasa. Und schon bald war Burtscher, die ihr Studium mit einer Bachelor-Arbeit zu Gravitationslinsen abgeschlossen hatte, bekannt als Astrophysikerin, fungierte als IWC-Botschafterin, dinierte mit dem US-Botschafter, warb für Tischtennisbälle, für Flüge ins Weltall und vor allem für sich.

Gegenüber dem TA bezeichnet Burtscher heute alles als ein grosses Missverständnis. Man habe ihr immer gesagt, sie sei in einer Nasa-Einrichtung. Dass sie keine Anstellung und keinen Lohn erhalten habe, sei ein Visa-Problem. Dass man ihr eine Vergütung für das Engagement als Instruktorin am Spacecenter in Aussicht gestellt hatte (9.50 Dollar pro Stunde), kann sie mit einem E-Mail tatsächlich nachweisen. Doch Briefe und einen Arbeitsvertrag mit Nasa-Logo, die sie «ganz sicher erhalten» hat, findet sie nicht mehr.

Den «Blick» und «20 Minuten» will sie wiederholt darauf hingewiesen haben, sie nicht mit der Nasa in Zusammenhang zu bringen. «Es ist so viel geschrieben worden. Ich konnte das nicht mehr alles kontrollieren.» Dann bricht sie in Tränen aus.

Warum es Barbara Burtscher viel zu weit trieb, ist schwer zu sagen. Erkundungen in der Schweizer Astronomenszene zeigen, dass sie einen guten Ruf genoss. Sie gewann einst bei Schweizer Jugend forscht und war fortan der Darling in einer vorwiegend von älteren Herren besetzten Domäne. Viele schwärmen von Burtschers Vorträgen, bei denen sie das Himmelsgeschehen live vom Teleskop auf die Leinwand überträgt. «Sie hat grosse Verdienste darin, Jugendlichen die Astronomie näherzubringen», sagt einer, der Burtscher seit langem kennt. Sie erhielt gar auf Anregung von Bundesrat Couchepin SBF-Gelder für die Durchführung eines

Astronomietages. Diesen hält sie auch dieses Jahr ab. Und das SBF würde diesen, wenn angefragt, laut eigenen Angaben auch wieder sponsern.

Sie trägt eine IWC, erwähnt oft das Unternehmen Space Travellers und spricht vom Tischtennispielen auf Parabelflügen, weil Guiler Tischtennis ihr Sponsor ist. Der Space-Travellers-Geschäftsführer gibt offen zu, dass er «Barbara als PR-Botschafterin europäisieren»

will. Hat Burtscher den Druck der Sponsoren unterschätzt? Oder war ihr das Leben als Bachelor-Studentin und Lehrerin nach ihrer preisgekrönten Gymnasialzeit zu wenig aufregend? Wollte sie einfach einen Bekanntheitsgrad erreichen, den ihr Sponsoren mit einem richtigen Flug ins All vergüten würden? Man weiss es nicht. Möglich ist alles. Von ihr erfährt man es nicht.

«Es ist so viel geschrieben worden. Ich konnte das nicht mehr alles kontrollieren.»



Barbara Burtscher träumt von einer Reise ins All.

Sophie Stieger

Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger

1981 Hugo Büttler, Peter Frey, Urs P. Gasche	1990 Ursula Binggeli, Colomba Feuerstein, Urs Haldimann, Toni Lanzendörfer, Josef Rennhard, Al Imfeld, Stefan Keller Hedi Wyss, Hanspeter Bundi	1997 Pia Horlacher, Thomas Meister, Bruno Ziauddin, Finn Canonica (Swissairpreis)	2004 NZZ Auslandredaktion (Gesamtwerk), Daniele Muscionico (Alltag/Kleine Form), Bruno Vanoni, Andreas Schürer, Markus Schneider, Jean-Martin Büttner
1982 Caroline Ratz, Jonn Häberli, Wilfried Maurer, Hans Moser, Edmund Ziegler	1991 Peter Hufschmid, Christoph Keller, Christina Karrer, Ernst Hunziker, Guerino Mazzola, Isolde Schaad	1998 Fredy Lerch, Christoph Keller, Christoph Neidhart, Alfred Schlienger, Peter Haffner (Swissairpreis)	2005 Manfred Papst (Alltag/Kleine Form), Thomas Angeli, Daniel Benz, Rico Czerwinski, Nico Renner, Meinrad Ballmer, Marco Zanchi
1983 Andreas Kohlschütter, Gisela Blau, Gottlieb F. Höpli, Peter Meier	1992 Hans Caprez, Christine Fivian-Isliker, Erwin Koch, Patrik Landolt, Linus Reichlin, Mix Weiss, Nadia Bindellam, Regula Heusser, (Swissairpreis)	1999 Daniel Ganzfried, Brigitte Hürlimann, Beat Kappeler, Bernhard Raos, Urs Rauber Werner Lüdi (Swissairpreis)	2006 Peter Baumgartner (Gesamtwerk), René Brunner (Alltag/Kleine Form), Peer Teuwsen, Karin Wenger, Christoph Scheuring, Hansi Voigt, Ursula Gabathuler
1984 Dieter Bachmann, Georg Gerster, Anna-Christina Gabathuler	1993 Thomas Burla, Antonio Cortesi, Sepp Moser, Kaspar Schnetzler, Walter Sturzenegger, Barbara Suter, Edith Zweifel, Peter Pfrunder (Swissairpreis)	2000 Beat Kraushaar, Martin Meier, Irena Brezná, Nicole Müller, Richard Reich, Miklós Gimes (Swissairpreis)	2007 Karl Lüönd (Gesamtwerk), Charlotte Jacquemart, Daniel Hug, Bruno Ziauddin, Christian Schmidt, Gabrielle Kleinert, Marcel Hänggi
1985 Margrit Sprecher, Herbert Cerutti, Arthur K. Vogel	1994 Herbert Fischer, Peter Haffner, Stefan Keller, Willi Wottreng, Brigitte Hürlimann (Swissair- preis), Giorgio von Arb (Swissairpreis)	2001 Martin Beglinger, Alexej Djomin, Andri Bryner, Lisbeth Herger, Rahel Stauber, Urs Rauber, Oswald Iten (Swissairpreis)	2008 Rainer Stadler (Gesamtwerk), Anja Jardine (Zeitschrift), Constantin Seibt (Zeitung), Daniel Ryser (Nachwuchs)
1986 Markus Mäder, Verena Eggmann, Hans Caprez Klaus Vieli, Benedikt Loderer	1995 Erwin Haas, Erwin Koch, Herbert Cerutti, Regula Heusser-Markun, Richard Stoffel, Martin Frischknecht (Swissairpreis)	2002 Jürg Ramspeck (Gesamtwerk), Jürg Rohrer (Alltag/Kleine Form), Arthur Rutishauser, Patrik Landolt, Stephan Ramming, Anna Schindler, Georg Seesslen, Ursula von Arx, Peter Ackermann	2009 Bernard Imhasly (Gesamtwerk), Catherine Boss, Martin Stoll, Karl Wild (Zeitung), Roland Bingisser (Zeitschrift), Dinu Gautier (Nachwuchs)
1987 Christian Speich, Jürg Frischknecht, Martin Born	1996 Irène Dietschi, Lukas Lessing (Text), Ute Mahler (Bild), Bernard Senn, Ronald Sonderegger, Peer Teuwsen (Text), Reto Klink (Bild), Peter Sidler (Text) Swissair- preis, Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis	2003 Margrit Sprecher (Gesamtwerk), Daniel Germann (Alltag/Kleine Form), Michael Marti, Bernhard Odehnal, Cornelia Kazis, René Staubli	2010 Balz Bruppacher (Gesamtwerk), Viktor Dammann (Zeitung), Mathias Ninck (Zeitschrift), Christian Kündig und Lukas Messmer (Nachwuchs)
1988 Werner Catrina, Barbara Vonarburg, Christoph Neidhart			2011 Michael Meier (Gesamtwerk), Dagmar Appelt, Katharina Baumann (Zeitung), Otto Hostettler, Dominique Strebel (Zeitschrift), Maurice Thiriet (Nachwuchs)
1989 Beat Allenbach, Hansjörg Utz, Rolf Wespe Alois Bischof, Niklaus Meienberg, Jürg Rohrer			

Willkommen am Schweizer Medienball 2011



Der Schweizer Medienball engagiert sich für die Förderung der journalistischen Qualität in der Schweiz. Medienschaffende erhalten Ballkarten für den Charity-Event zum Vorzugspreis. Als Charity-Event unterstützt er den «Zürcher Journalistenpreis» und die internationale Menschenrechtsorganisation «Reporter ohne Grenzen».

Der Schweizer Medienball hat eine lange Tradition und ist in der Schweizer Medienwelt tief verankert. Er bietet Medienschaffenden zudem eine ausgezeichnete Gelegenheit für einen interessanten Austausch zwischen Berufskollegen. Journalisten erhalten für sich und ihre Begleitung Champagner-Ballkarten zum Vorzugspreis von 100 Franken und Dinner-Ballkarten für 490 Franken. Neu haben auch Gäste mit Champagner-Ballkarten wieder einen festen Sitzplatz während des ganzen Abends. Wer also erst nach dem Dinner an den Ball kommen möchte, verfügt ebenfalls über einen reservierten Sitzplatz an einem Tisch.

Der 82. Schweizer Medienball findet am 29. Oktober 2011 im Dolder Grand in Zürich statt. In diesem Jahr unterstützen der Medienpartner «Bilanz» und das Gastland Mauritius als Schlüsselpartner den Ball. Zu Ehren von Nationalratspräsident Jean-René Germanier, der als Ehrengast am Ball teilnehmen wird, wird das Wallis als Gastkanton am Schweizer Medienball vertreten sein.

Der Medienball wartet 2011 mit einigen Neuerungen auf. Unter anderem finden das Dinner und das Tanzen im gleichen Raum statt. Gäste mit Dinner-Ballkarten können also den Ball den ganzen Abend vom gleichen Platz aus geniessen. Die Ballgäste – darunter prominente Persönlichkeiten aus Medien, Politik und Showbiz – dürfen sich auf einen grossartigen Charity-Event freuen. Zwei unterschiedliche Ballsäle mit hochklassigen Bands und ein exklusives Rahmenprogramm mit vielen Überraschungen sorgen für Abwechslung.

Für mehr Informationen lohnt sich ein Besuch auf der Website www.medienball.ch. Karten können per E-Mail an info@medienball.ch oder unter der Telefonnummer 043 960 70 68 bestellt werden.

*Dr. Daniel Frey, Geschäftsführer
Stefano Grasso, Stv. Geschäftsführer*

Daniel Frey und Stefano Grasso organisieren zusammen mit dem Team von Frey Communications SA seit 2005 den Schweizer Medienball & Zürcher Presseball.



Dank für Unterstützung und Spenden

Wir danken ganz herzlich

dem Zürcher Presseverein ZPV für seine grosszügige Unterstützung

der Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich, für den Druck dieser Broschüre

dem «Landboten» für die Übernahme der Saalmiete im Casinotheater Winterthur

dem Stadtrat Winterthur für seinen Beitrag an den Apéro Riche

dem Blumenhaus Blumen Müller in Winterthur für die gediegene Blütenpracht an der Preisverleihung

Folgende Firmen und Organisationen (gestaffelt nach Höhe der Beiträge) haben die Ausrichtung der diesjährigen Preisgelder in verdankenswerter Weise ermöglicht:

Tamedia AG
Orange Communications SA
UBS AG

Schweizer Verband der Raiffeisenbanken

Neue Zürcher Zeitung AG
Ringier AG

Adolf und Mary Mil-Stiftung
Bank Vontobel AG
Chocoladefabriken Lindt und Sprüngli AG
Coop
Credit Suisse
Elektrizitätswerke des Kantons Zürich
Unilever Schweiz GmbH

Swiss Life AG

CSS Versicherung
F. Hoffmann-La Roche AG
Johann Jacob Rieter-Stiftung
Migros-Genossenschafts-Bund
Novartis International AG
Syngenta International AG
Verband Schweizer Presse
Zürcher Kantonalbank
Zürich Versicherungsgesellschaft

Xanthippe Verlag

Dr. Björn Johansson Associates
Electrolux AG

Impressum

Herausgeberin

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Kirchweg 61
8102 Oberengstringen
T 044 750 29 68
F 044 750 29 43
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch

Bankverbindung
UBS AG
Postfach
8098 Zürich
Konto-Nr. 230-208.241.401

Redaktion

Manuela Nyffenegger

Satz und Druck

Druckerei Robert Hürlimann AG, Zürich

Stiftung Zürcher Journalistenpreis
Kirchweg 61
8102 Oberengstringen
T 044 750 29 68
F 044 750 29 43
info@zh-journalistenpreis.ch
www.zh-journalistenpreis.ch